NR. 29. OFFENBURG, 17. JULI 1963. 3 Z 2013 C. 60 PFENNIG
Österreich 4.50 ö. S. - Schweiz -.80 sfrs. - Italien 120 Lire - Frankreich 1.00 F - Schweden 1.- skr. inkl. oms.

BUNTE Münchner Frankfurter ILLUSTRIERTE

10 Seiten Farbbericht

PAPST-KRÖNUNG IN ROM



Mit allem Prunk einer stolzen Tradition wurde Paul VI. gekrönt. Die meistbeachteten Ehrengäste waren Königin Fabiola und König Baudouin

Unsere Korrespondenten

Gepfefferte Postbeamte

USA Bissigen Hunden wird jetzt von Amts wegen Pfeffer in die Augen gejagt, jedenfalls wenn sie es wagen, auf Briefträger loszugehen. Die amerikanische Postbehörde hofft, auf diese Weise die Beine ihrer Zustellbeamten vor Verletzungen und sich selber vor finanziellem Schaden bewahren zu können.

Im vergangenen Jahr wurden in den Vereinigten Staaten mehr als siebentausend Briefträger von Hunden gebissen, viele von ihnen erlitten dabei ganz erhebliche Verletzungen, einer wäre fast daran gestorben. Dadurch fielen so viele Arbeitsstunden aus, daß die Post um dreieinhalb Millionen Mark geschädigt wurde. So beschloß das Postministerium, die Pfefferpistole einzuführen.

Zunächst werden die Briefträger in den Städten San Franzisko, Miami, Detroit und Baltimore bewaffnet werden. Die Pistolen haben eine Reichweite von vier Metern, die abgeschossene Lösung verursacht ein heftiges Brennen in den Augen. So heftig, daß selbst der wildeste Hund von einem Angriff abläßt und mit eingeklemmtem Schwanz davonrennt.

Das Postministerium beteuert, daß die Pfefferlösung nur vorübergehende Wirkung habe. Schon nach zehn Minuten lasse das Brennen nach, und eine Schädigung des Sehvermögens werde nicht eintreten. Um das zu demonstrieren, beschossen Dr. Hayes und Dr. Jenkins von der Universität in Georgia einander mit Pfefferpistolen. Das Resultat dieses seltsamen Duells: zwei heulende Herren, die nach einer Viertelstunde tatsächlich wieder recht fröhlich dreinschauten.

KARLHEINZ PRZYBYLLA

Suche Frau – biete Tochter

ISRAEL Um sich eine vierte Ehefrau leisten zu können, wollte Ahmed Abu Rawia seine Tochter auf Kosten der Söhne verscheuern. Dafür sitzt er jetzt allein im Zelt, verachtet und verlassen von der ganzen Sippe.

Ahmed gehört zum Stamm der Abu-Rawia-Beduinen, die sich zwar in Israel aufhalten, aber ganz nach den Gesetzen der Wüste und des Korans leben. Die Regierung in Jerusalem macht ihnen auch keine Schwierigkeiten, wenn sie nach mohammedanischer Sitte die Vielweiberei pflegen.

Besagter Ahmed befand sich, obwohl ein alter Mann, auf Freiersfüßen. Er wollte sich zu seinen drei Ehefrauen noch eine vierte zulegen. Aber das scheiterte am Einspruch der Familie.

Wenn ein Mohammedaner heiratet, muß er seinem Schwiegervater einen Kaufpreis, Mohar genannt, für die Tochter zahlen. Im letzten Jahrzehnt ist der Mohar erheblich gestiegen. Junge Araber tun sich oft schwer, die Forderungen der erhofften Schwiegereltern zu erfüllen. Wer Schwestern hat, kann von Glück reden. Dann kann er eine davon als „Naturalleistung" anbieten. Die andere Familie ist meistens froh, auf diesem Tauschweg eine Frau für einen ihrer eigenen Söhne zu bekommen.

Ahmed Abu Rawia gedachte sich diese Gepflogenheit zu nutzen. Er bot eine seiner Töchter als Ablösung für den Mohar an. Sofort protestierten seine Söhne. Sie sagten: Die Schwester dürfe nur dann als Zahlungsmittel

BUNTE
berichten aus New York, Tel Aviv, Tokio, Belgrad, Delhi
WELT

verwendet werden, wenn einer von ihnen heiraten wolle und diesen Bargeldersatz nötig habe. Der Vater solle sich gefälligst seine vierte Frau nicht zu Lasten der Söhne erstehen.

Der Familienskandal war fertig. Die Söhne verließen das Zeltlager des Vaters, in dem sie bisher alle zusammen gelebt hatten. Sie brachten auch die übrigen Stammesangehörigen auf ihre Seite. Alle sind entsetzt über Ahmed, der die Söhne so unfair berauben wollte.

Jetzt sitzt der Heiratslustige allein und überlegt, ob er nachgeben oder dem Bannfluch des Stammes zum Trotz die Ehe Nummer vier eingehen soll.

J. E. PALMON

Pflegekinder für die Katz

JAPAN Eine Tiertragödie, die sich schließlich in ein seltsames Tieridyll verwandelte, hat sich im Hause des Reisbauern Matsuy Sasaki im Dorf Miyako, in Japans Nordprovinz Iware, zugetragen. Die wertvolle schwarz-weiße „Schildpatt"-Katze, Stolz und Liebling der Familie, hatte ihre fünf neugeborenen Kätzchen im Taifunregen verloren. Der kleine Bach neben dem Haus schwoll über Nacht zu einem reißenden Wildwasser und riß die Kätzchen mit sich. Die Mutterkatze stürzte sich heroisch in die Fluten, aber das einzige ihrer Kinder, das sie herauszuholen vermochte, war bereits tot.

Nun war der Kummer natürlich groß — bei der Katze wie auch bei den Kindern Sasakis. Tags darauf aber brachte die sechsjährige Isamu aus den Bergen zwei kleine Eichhörnchen, die wohl auch durch den Taifun von ihrer Mutter getrennt worden waren. Die Eichkätzchen stürzten sich sofort an die Mutterbrust. Die Katze ließ sie gewähren und hat sie jetzt „adoptiert". Die Eichkätzchen gewöhnten sich auch schnell an die Menschen, und die „Schildpatt"-Katze hat sich durch diese Adoptivkinder anscheinend völlig über den Verlust ihrer eigenen getröstet.

WERNER CROME

Vom Amtsschimmel getötet

JUGOSLAWIEN Daß man leben und offiziell doch tot sein kann, bewies in diesen Tagen der Fall der Lehrerin Stojanka Ilic. Als sie in einer Belgrader Schule ihre neue Stellung antreten wollte, mußte sie entsprechende persönliche Unterlagen beibringen. Ihre Überraschung war nicht gering, als sie aus ihrer Heimatstadt an Stelle des Geburtsscheines die amtliche Mitteilung erhielt, sie sei bereits im Jahre 1932 gestorben.

Alle Bemühungen der somit schon dreißig Jahre amtswidrig lebenden Frau konnten den Standesbeamten, der sie als tot führte, nicht überzeugen. Auch nicht der Hinweis, daß Stojanka im Jahre 1947, anläßlich ihrer Eheschließung, noch alle notwendigen Unterlagen erhalten hatte, woraus hervorging, daß sie noch nicht als tot galt.

Die lebende Tote konnte vorerst einmal ihre Stellung als Lehrerin nicht antreten. Nun, irgendwann dürfte es ihr schon gelingen, auch den Behörden zu beweisen, daß sie am Leben ist. Die Bürokratie dagegen kann es sich nach dieser Geschichte ersparen, den Nachweis ihrer Existenz beizubringen.

Dr. HARRY SCHLEICHER

Arrogante sollen hängen

INDIEN Es gibt keine Menschen zweiter Klasse. Wer das nicht begreifen will, hängt vielleicht schon bald am Galgen.

Die indische Regierung erließ 1955 ein Gesetz, das jede Diskriminierung einer anderen Kaste zum Verbrechen stempelt. Dieses Gesetz und der allgemeine soziale Fortschritt hatten zur Folge, daß in den größeren Städten Indiens tatsächlich nicht mehr von „Unberührbaren" die Rede ist. Jahrhundertelang war diese niedrigste Kaste dem tiefsten Abscheu ausgesetzt gewesen. Schon der Schatten eines „Unberührbaren" hatte als verunreinigend gegolten.

In vielen ländlichen Gegenden allerdings besteht auch heute noch das Vorurteil gegen die niederen Kasten, und von Zeit zu Zeit kommen Fälle von Übertretungen jenes Gesetzes ans Tageslicht.

Der grausamste Vorfall ereignete sich in Zentralindien, im Staate Madhya Pradesh.

Die Chamars, einfache Lederarbeiter im Dorf Kacchotia, hatten versucht, die Kastenschranken niederzureißen. Nach uralter Überlieferung war es den Chamars verboten, den Tempel des Dorfes aufzusuchen. Aus dem öffentlichen Brunnen durften sie kein Wasser nehmen, bei ihren Hochzeiten keine Trommeln schlagen und zum Mahl weder Zucker noch Butter verwenden.

Auch nach Kacchotia drang die Kunde, daß andere Zeiten angebrochen seien. Die Chamars waren nicht mehr gewillt, sich wie Untermenschen behandeln zu lassen, nachdem sie erfahren hatten, daß die Regierung auf ihrer Seite steht.

Bei der nächsten Hochzeit eines Chamars wurde also fleißig die Trommel gerührt. Die anderen Dorfbewohner murrten, unternahmen aber nichts.

Dann gingen die Chamars auch zum Dorfbrunnen, um Wasser zu holen. Das war der Auftakt zum offenen Krieg. Die Angehörigen höherer Kasten machten sich daran, die Aufsässigen mit allen Mitteln wieder einzuschüchtern. Sie bewarfen ihre Häuser mit Steinen und vernichteten die Ernte auf ihren Feldern.

Aber die Chamars gaben nicht nach. Sie wollten gleichgestellt sein. Da beschlossen ihre Mitbürger, ihnen eine unvergeßliche Lektion zu erteilen.

Eines Morgens, während die Chamars gerade fröhlich ein Fest feierten, gingen 125 „höherstehende" Männer mit Stangen, Knüppeln und Speeren auf sie los. Eine halbe Stunde dauerte die Schlacht. Dann lagen vier Chamars tot am Boden, achtzehn Frauen und Kinder waren verletzt.

Als die Nachricht von der blutigen Auseinandersetzung den nächsten Polizeiposten erreichte, beschloß der Kommissar, ein Exempel zu statuieren. Er ließ Kacchotia umzingeln und alle Erwachsenen, soweit sie den höheren Kasten angehörten, festnehmen. Nach der Vernehmung blieben 35 als Rädelsführer und besonders aktive Kastenpolitiker in Haft. Sie wurden jetzt in Rajgarh vor Gericht gestellt.

Der Richter fällte ein Urteil, das im ganzen Lande Aufsehen erregen und auch den konservativsten Indern die Treue zum Kastengeist verleiden wird. Er verurteilte vierzehn der Angeklagten zum Tod durch den Strang, die anderen einundzwanzig zu lebenslänglichem Zuchthaus.

RAM PANJABI

Jetzt gibt es Suwa blau-geperlt



...das ist wunderbare Waschkraft!



3-406

Was ist das Besondere an dem neuen SUWA? Es ist die wunderbare Waschkraft, die jede Faser intensiv durchdringt. Es ist der prickelnde, perlende Sauerstoff, der Ihre Wäsche durch und durch belebt. Da kann sich Ihre Wäsche so richtig erholen, erfrischen, erneuern.



BUNTE
Münchner
Frankfurter
ILLUSTRIERTE

Heft 29

BILDBERICHTE

UNSER FARBBERICHT

ROMANE UND TATSACHENBERICHTE

KURZ – ABER WICHTIG

DER NEUE HITCHCOCK

ZUM TITELBILD:

Königin Fabiola und König Baudouin von Belgien wohnten zusammen mit dem begeisterten Volk von Rom der feierlichen Krönung Papst Pauls VI. bei. In diesem Heft schildert die BUNTE auf zehn farbigen Seiten das glanzvolle Ereignis auf dem Petersplatz.



Briefe unserer Leser

Die vorstehend ganz oder in Auszügen veröffentlichten Briefe aus Leserkreisen geben allein Ansichten und Auffassungen der Einsender wieder — nach dem gesetzlich garantierten Recht auf freie Meinungsäußerung. Verlag und Redaktion identifizieren sich weder dem Geist noch dem Buchstaben nach mit ihrem Inhalt.

FLUGMODELL-SCHNITTMUSTERBOGEN

Zur Teilnahme der BURDA-Staffel am Deutschlandflug.

Mir ist schon oft, wenn ich die BURDA-Staffel beobachten konnte, der Gedanke gekommen, daß ein „BURDA-Flugmodellplan" doch eigentlich eine feine Sache wäre! Ganz bestimmt würde sich die Jugend dafür interessieren. Es müßte natürlich ein wirklich gutes Modell sein. Der Bauplan selbst im Maßstab 1:1, so in der Blattgrößenordnung eines Modeschnittmusterbogens. Das Modell müßte so viel Platz haben, daß sich eine Fernsteuerung einbauen läßt. Ich denke an eine „Burda-Piper" mit 1200 mm Spannweite. Als ehemaliger Bordmechaniker von Generaloberst Udet bilde ich mir ein, etwas davon zu verstehen. Wenn Sie also einen solchen Wunsch hätten, würde ich mich gern an eine Planausarbeitung und an ein Vorführmodell machen.

Kurt Schnittke
Regensburg

ALLE JUNGEN DAMEN UND HERREN

Zu unseren farbigen Reiseberichten.

Diese Ausgaben Ihrer Zeitschrift über den schönen Süden Deutschlands haben meinen Schülerinnen und Schülern außerordentlich gefallen. Der deutsche Wortschatz, den sie daraus erlernten, sowie der Stoff der sich damit für den Unterricht erschloß, bleibt ihnen gewiß in bester Erinnerung. — Ich hätte Ihnen schon früher geschrieben, aber alle meine jungen Damen und Herren, die ja sonst nur ihre französische Muttersprache sprechen, wollten Ihnen selbst schreiben. In deutscher Sprache natürlich, in der ich sie unterrichte, und das dauerte ein wenig lange, weil wir uns jetzt in der Zeit der Jahresklausurarbeiten befinden.

Professor Charles Wolber
Sainte-Savine/Frankreich

SCHEINWERFER

Zum Leserbrief „Da staunt der Laie", Heft 24/63.

Dem Mißstand, daß Autoscheinwerfer ihre Lichtkegel stur geradeaus werfen, wenn die Räder längst eingebogen haben, bin ich jahrelang nachgegangen. Jetzt habe ich eine Erfindung gemacht, die dieses Übel mit einem Schlag beseitigt. Es handelt sich um folgendes Prinzip: Ein drehbarer Lichtspiegel hinter der Lampe (Birne) wird mit einem schwenkbaren Stab, an dem ein Gewicht endet, verbunden. Der Stab hat in der Kurve — infolge auftretender Fliehkraft — das Bestreben, sofort auszuschwenken. Das bewirkt, daß der Lichtkegel mit Hilfe des Spiegels stets zur inneren Fahrbahn gelenkt wird, egal, ob man sich in eine Rechts- oder eine Linkskurve begibt. Bei Geradeausfahrt fällt das Gewicht in eine Kerbe zurück, um dort bis zum nächsten Abbiegen (Kurve) zu verharren. — Meine Erfindung ist absolut sicher und hundertprozentig automatisch.

Karl Beuerle
Geislingen/Steige

KIDNAPPER UNTERWEGS

Zum Korrespondentenbericht „700 000 suchen ein Kind", Heft 25/63.

In Japan geht die Kidnapper-Seuche um. Sie ist geradezu eine Art „Sport für Halbstarke" geworden. Einer liegt zur Zeit im Krankenhaus von Tokio, nachdem ihn die Polizei mit Mühe vor der Lynchjustiz der Straßenpassanten bewahren konnte. Er sagte aus, er habe sich nur einen „Spaß" machen wollen, um zu sehen, ob es wirklich so leicht sei, ein Kind zu rauben. Ein anderer Halbstarker hatte ein Mädchen auf dem Sozius seines Motorrades entführt. Als es die Gefahr erkannte und abspringen wollte, verunglückte es tödlich. Der Polizei berichtete der neunzehnjährige Täter Takatomo Furuchi, Gehilfe in einem Fahrradgeschäft, daß er sich einen „Entführungsscherz" leisten wollte. — Ich muß Ihnen das schreiben, nachdem ich gerade in Ihrer Zeitschrift den Bericht „700 000 suchen ein Kind" gelesen habe.

Werner Cramer
Tokio/Japan

TALWÄRTS — ANHALTEN!

Zum Farbbericht: „Ferien in der Schweiz", Heft 26/63.

Ihre Anregungen, die schöne Schweiz zu besuchen, sind lobenswert und anzuerkennen. Es ist auch sehr nett, daß Sie an fast alles gedacht haben. Nur — ein Fehler ist Ihnen leider unterlaufen. Ein schwerwiegender! Sie schreiben: „Talfahrende Fahrzeuge haben Vorfahrt...", und das ist leider falsch. Das neue Schweizer Straßenverkehrsgesetz (gültig seit 1. 1. 1963) sagt darüber in Artikel 45 wörtlich folgendes:

„Auf Straßen mit starkem Gefälle und auf Bergstraßen ist so zu fahren, daß die Bremsen nicht übermäßig beansprucht werden. Wo das Kreuzen schwierig ist, hat in erster Linie das abwärtsfahrende Fahrzeug rechtzeitig anzuhalten. Ist das Kreuzen nicht möglich, so muß das abwärtsfahrende Fahrzeug zurückfahren, sofern das andere sich nicht offensichtlich näher bei einer Ausweichstelle befindet."

Ich schreibe Ihnen das im Interesse Ihrer Landsleute, die unsere schöne Schweiz besuchen wollen.

Ernest Bärlocher
Lausanne/Schweiz

Die BUNTE/Münchner/Frankfurter Jllustrierte erscheint wöchentlich bei Burda Druck und Verlag GmbH, 76 Offenburg · Herausgeber: Dr. Franz Burda

CHEFREDAKTEUR: Theodor Kleiber. STELLVERTRETER: Oscar Saile. ROMANE UND TATSACHENBERICHTE: Arthur M. Schiersch. CHEF VOM DIENST: Walter Remus. REDAKTEURE: Werner R. Gallé, Axel Ganz, Dr. Willy Grafschmidt, Hermann Holl, Karl-Heinz Nass, Oswald Scharfenberg, Helmut Sohre, Dr. Herbert Speckner, Gundolf Stahn, Sepp L. Tauschmann. IMPRIMATUR: Rudolf F. Borchert. GESTALTUNG: Karl-Heinz Hannappel, Walter Schollmayer. BILDERDIENST: Horst Prange, Erwin Falk. REPORTER: Hannes Betzler, Roland Pfaff, Werner Schiller, Alfred Strobel, Max F. Wetterwald. VERTRAGS-AUTOREN: Bernd Ruland, Claus-Jürgen Frank, Karlheinz Schönherr, Wolfgang Willmann. HERSTELLUNG: Helmut Gast. BERATENDE REDAKTION: Hermann Schlosser. ANZEIGENLEITUNG: Hasso Völker. ZWEIGREDAKTION: München: Georgenstr. 19, Tel. 33 37 45, Fernschreiber 05 22043. Bonn: Gerhard Krüger, Bad Godesberg, Robert-Koch-Str. 1, Tel. 6 82 09. Frankfurt/M.: Marita Benthien, Ffm.-Ginnheim, Am Eisernen Schlag 31, Tel. 51 14 45. Hamburg: Georg Würtz, Hamburg 1, Alstertor 15, Tel. 32 56 06. Hannover: Hans Hill, Kanonenwall 5, Tel. 1 31 26. AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Argentinien: Oskar Kersenbaum, Buenos Aires, Santiago del Estero 656, Tel. T. E. 37–66 19. Benelux-Staaten: René Henoumont, Brüssel, 100, rue Antoine Dansaert, Tel. 12 06 22. Brasilien: Eduard Keffel, Rio de Janeiro, AV. N.S. Copacabana 860, Apt. 1102, Tel. 36 32 13. Frankreich: Emile Perauer, Paris 8, Champs-Elysées, 102, Tel. Elysées 66–79. Paul François Léonetti, 4, Av. Mirabeau, Nizza, Tel. 88 26 06. Griechenland: Karin Kaemmereit, Athen – Neon Psychikon, Aghias-Sofias-Straße 7, Tel. 675 831. Großbritannien: Gerd Treuhaft, London, Tel. Wordsworth 74 10, 60 Preston Hill, Kenton Middlesex. Iran: Jean Desaunois, Teheran, c/o Kayhan, Avenue Ferdowsy. Japan: Werner Crome, Tokio, Megoru-Ku Kamimeguro 8-chome 292, Tel. 4 61 79 96. Österreich: Inge Elkan, Wien IV, Rilkeplatz 2, Tel. 65 74 86. Skandinavien: Eduard Edlitzberger, Göteborg 51, Godvätersgatan 12, Tel. 53 57 57. Spanien: Karl Tichmann, Madrid 3, Breton de los Herreros 60, Tel. 34 55 67. USA: Karlheinz Przybylla, 343 East 30th Str., Apt. 14 L, New York 16, N. Y., Tel. Murray Hill 9–50 55. REDAKTION UND VERLAG: Offenburg/Bd., Tel. 23 51–57, Fernschreiber 07 52843. VERLAGSBÜROS: Berlin 30, Marburger Str. 3, Tel. 24 39 73. München 2, Maillingerstr. 5, Tel. 59 36 27–29, Fernschreiber 05 22802. Stuttgart, Rotebühlplatz 9, Tel. 29 60 16. – Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 19 vom 1. 10. 1962 gültig. – Postbezugspreis monatlich 2,70 DM (inkl. Zustellgeld). – Einzelpreis 0.60 DM, bei Botenzustellung zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr. Postbezugspreis Ausgabe A monatlich 2.20 DM (inkl. Zustellgeld). – Auslandspreise: Australien sh 2/3. Belgien bfrs. 9.–. Dänemark dkr. 1.75. England sh 2/–. Finnland Fmk. 70.–. Griechenland Dr. 9.–. Holland hfl. –.70. Kanada kan. $ –.30. Luxemburg bfrs. 9.–. Norwegen nkr. 1.50. Portugal Esc. 7.–. Südafrika Rand –.18. Türkei T. L. 2.10. USA $ –.25. – Für Herausgabe und Auslieferung verantwortlich in Österreich: Hermann Waldbaur, Wien 6; Salzburg 1. Elsaß-Lothringen: Julius Selbert, Saarbrücken 3, Dudweilerstraße 39. Die BUNTE darf in Lesezirkeln nur mit Zustimmung des Burda-Verlages geführt werden. Printed in West Germany.



Helft unsere Kinder

Sie wollte für Mutti Blumen pflücken, da mußte Christine Lochner durch Mörderhand sterben. Wie vorher Hanni Huethorst aus Groin.

Zwei Kindermorde ereigneten sich im Raume Nordrhein-Westfalen innerhalb von zwei Tagen. Am 2. Juli gegen 15 Uhr wurde in Groin bei Rees die vierjährige Hanni Huethorst in einem Bohnenfeld 450 Meter von ihrem Elternhaus entfernt tot aufgefunden. Am 4. Juli gegen 13 Uhr wurde in Essen-Borbeck die siebenjährige Christine Lochner 600 Meter von ihrem Elternhaus entfernt ermordet. Der mutmaßliche Täter in Groin hat bereits gestanden. Nur den Mörder Christines sucht man noch. Aber nicht nur ihn. Seit dem 17. April 1962 geschahen in diesem Gebiet neun Kindermorde, von denen nur drei aufgeklärt werden konnten.

In einem Kindersarg trugen Polizisten und Nachbarn die tote Christine vom Tatort fort. In diesem undurchdringlichen Gebüsch war sie ermordet worden. Trotz aller Mahnungen der Eltern und Lehrer hatte die siebenjährige Schülerin ihren Weg durch das ehemalige Krupp'sche Panzerbaugelände genommen, um für Mutti Blumen zu pflücken. Trotz des Warnschildes „Betreten verboten, Lebensgefahr!" Hier lauerte auch ihr Mörder. Kannte Sie ihn?



Er fand die Tote in dem fast unzugänglichen Gebüsch, kaum 600 Meter von ihrem Elternhaus entfernt. Es ist der Rentner Johann Psotta, der sich als Nachbar Tag und Nacht bei der Suche nach Christine hervortat.

Reportage: W. Schiller, H. Sohre

schützen!



Ein fröhliches Kind. So schildern Lehrer und Nachbarn die kleine Christine Lochner (oben). Sie war eines der vier Kinder des Grubenarbeiter-Ehepaars Lochner (unten). Christine wurde fast immer abwechselnd von ihrer Mutter und der Mutter ihrer Freundin von der Schule abgeholt. Aber diesmal kam Frau Lochner nicht. Sie hatte Wäsche. Auf dem Heimweg trennte sich Christine von ihrer Freundin. So fiel sie am hellichten Tag einem Mörder in die Hände und mußte sterben, weil keiner der Passanten auf sie acht gab.

Der Unhold scheute nicht das Licht. Er kam am hellen Tag



Nur ein kurzes Stück begleitete die vierjährige Hanni Huethorst aus Groin bei Rees (Rhein) ihre ältere Schwester Maria den Weg zur Stadt auf dem Fahrrad. Dann strampelte sie allein zurück. Weiter mitzufahren hatte die Mutti verboten. Da lauerte 450 Meter vom Elternhaus ein Mörder auf sie und tötete Hanni in einem Bohnenfeld, drei Meter vom Wegrand entfernt. Ihn störte es nicht, daß Hannis Vater nur 300 Meter weiter auf einem Rübenacker Unkraut rupfte.

Ein Verdächtiger gesteht. Bereits am nächsten Morgen wurde der 26jährige Landarbeiter Günter Viefhaus aus Dortmund unter dringendem Tatverdacht verhaftet und ins Verhör genommen. Nach anderthalb Stunden brach er zusammen und gestand, Hanni Huethorst ermordet zu haben. Er hatte sich durch widersprechende Angaben verdächtig gemacht. Viefhaus ist bereits wegen eines einschlägigen Deliktes vorbestraft. Als er in das Amtsgericht überführt wurde, versuchte ihn eine aufgebrachte Menschenmenge zu lynchen.



Eine Mutter weint, und Nachbarn sprechen ihr Trost zu. Frau Huethorst (ganz rechts) hat ihr Kind stets im Auge behalten. Hanni durfte sich allein nie weiter als 500 Meter vom Elternhaus entfernen. Das Gelände war übersichtlich, und doch geschah der Mord am hellen Tag. Eltern, warnt eure Kinder!



Die Mordkommission am Werk. Schon wenige Stunden nach der Entdeckung des Mordes traf der Einsatzwagen aus Essen ein. Die Kriminalpolizei suchte nach Spuren. Und schon sehr bald stand es fest: als Täter kam nur jemand in Frage, der sich in dieser Gegend unauffällig bewegen konnte. Also einer aus der nächsten Umgebung. Der Verdacht fiel auch bald auf Günter Viehaus. Daß er so schnell verhaftet werden konnte, verdankt die Polizei auch der Aufmerksamkeit des Bürgermeisters von Groin und der Schwester Suzanne vom Krankenhaus Rees, die ihm mißtrauten.





Ihr letztes Bild. Hier wird die kleine Hanni (+) von ihrer älteren Schwester Maria an der Hand geführt. Die beiden waren unzertrennlich. Hanni bat vergebens, mit der Schwester nach Rees fahren zu dürfen. Jetzt liegt sie auf dem Friedhof in Rees begraben (rechts). Kranzschleifen tragen den letzten Gruß ihrer Lieben. Die gesamte Einwohnerschaft von Groin trauerte tiefergriffen an Hannis Grab.



PANIK



Das Bügeleisen wird in Rio de Janeiro das Hotel „Serrador“ genannt. Nur durch eine Brandmauer davon getrennt stehen die oberen Stockwerke des „Astoria“ Hochhauses in Rauch und Flammen. Über die beiden Dächer hätten sich alle Opfer des Brandes mühelos retten können.

Die Feuerwehr war machtlos. Vom Dach des Nachbarhauses aus gab sie Wasserschutz für die entsetzten Menschen, die auf Seilen über den Abgrund hangelten. Glühende Eisensplitter flogen dabei umher.

IN RIO

Vier Todesopfer und sechsunddreißig Verletzte. Dabei hätten sie alle entkommen können



An schwankenden Seilen kamen die Verzweifelten auf der Flucht vor dem Verderben auf das rettende Nachbardach herübergerutscht. Der schwarze Quaim drohte die Menschen zu ersticken, und Teile von explodierten Filmbehältern, die vom Brandherd geflogen kamen, fügten den Feuerwehrleuten und den Fliehenden schwere Verletzungen zu. Die Opfer fielen ohnmächtig in die Arme der Retter.



Ein tragisches Schicksal hatte die Telefonistin Ziza Cesar. Ihr zehnjähriger Sohn Paulo war bei ihr in der Vermittlung, als Alarm gegeben wurde. Sie schickte ihn auf das Dach. Er wurde gerettet. Seine Mutter half erst den Kolleginnen und hangelte als Letzte auf dem angesengten Seil hinüber. Es riß und sie stürzte 15 Stockwerke tief. Paulo sah seine Mutter nie wieder.



Der Rauch wurde den Feuerwehrmännern zur Qual. Sie mußten die Menschen an den Seilen oft unter Einsatz des Lebens bergen, wenn jene nicht weiterkamen.

Panik in Rio

Fortsetzung von Seite 11



Eine entsetzte Menschenmenge sah von der Straße aus hilflos zu, wie ein Ehepaar in den Tod sprang. Das Seil war durchgesengt und zerrissen. Sie hielten nur das Ende davon in der Hand. Sie konnten nur darauf hoffen, durch einen kühnen Sprung das rettende Hausdach jenseits der Straße zu erreichen. Die Menschen unten beteten laut um die Rettung der beiden. Sie sahen zu, wie sich Mann und Frau im Fenster umarmten, bevor sie sprangen. Aber der Sprung geriet viel zu kurz, sie ließen das Seil los. Zuerst die Frau. Ihr Mann sah ihr nach. Dann stürzte auch er.

Das „Astoria", ein Hochhaus, das sich eng an das berühmte Hotel „Serrador" anlehnt, steht im Zentrum von Brasiliens Weltstadt Rio de Janeiro. Man kann von außen nicht sehen, daß eine Brandmauer die beiden Gebäude trennt. Nur der Sims ist beim „Astoria" zwei Meter höher. Man kann ohne Not von der Dachterrasse auf die Terrasse des Hotels „Serrador" hinunterspringen, ein natürlicher Fluchtweg, falls ein Brand den Weg nach unten versperrt. Und das ist das Tragische an der Brandkatastrophe, die das Haus vor ein paar Tagen heimgesucht hat, die vier Todesopfer forderte und bei der 36 Menschen schwerste Verletzungen erlitten:

Sie hätten alle, alle entkommen können. Keinem wäre etwas geschehen. Jedem hätte der Weg aus Rauch und Flammen offengestanden. Aber wie Schmetterlinge sich, magisch davon angezogen, ins tödliche Licht einer Kerze stürzen, so zog es die von einer Panik verwirrten Menschen in das Verderben.

Es ist Freitag, der 28. Juni 1963. Um zwanzig Minuten nach neun Uhr sitzen im 14. Stockwerk die Tontechniker der Filmfirma Richers im sogenannten „Dublageraum". Sie sehen sich die Kopie eines Fernsehfilms an, der synchronisiert worden ist, um die Qualität des Tons noch einmal zu überprüfen. Der Film ist eben aus Berlin eingetroffen: Jubel um Kennedy. Die Techniker sind gefesselt. Sie merken nicht, daß die Luftkühlung plötzlich aussetzt; keiner hört das leise Knacken, mit dem sich im Gebläse ein Kurzschluß bemerkbar macht. Ein Draht beginnt zu glühen, Funkenpartikel wehen heraus und entzünden die Projektionswand. Eben haben die Techniker noch die jubelnden Menschenmassen vor dem Schöneberger Rathaus betrachtet, da schießt eine Flamme vor ihren Augen auf, und die Hitze, die von ihr ausgeht, treibt die Männer zurück.

Einer versucht, die Handfeuerlöscher zu erreichen. Aber alle drei hängen unseligerweise neben dem Flammenherd und sind nicht mehr erlangbar. Schon beginnt auch die Wandbekleidung zu brennen, und in weniger als einer Minute haben sich die Flammen durch eine offenstehende Tür einen Weg in die Nachbarräume gebahnt. Hier aber liegen zu Tausenden Filmrollen gelagert, hochentzündliches Material, das im Nu auflodert und das Unheil vollendet. Die Filme sprengen die Blechbehälter, in denen sie liegen, und diese Explosionen erschüttern das ganze Haus.

Ein Techniker rast die Treppen hinauf. In den oberen neun Stockwerken arbeiten Hunderte Menschen in anderen Firmen. Der Mann nimmt immer drei Stufen auf einmal und schreit sich die Lunge aus dem Leib:

„Feuer ... Feuer ...!"

Und dazu die Explosionen von unten, der Rauch, der aus den Fenstern des Tonstudios quillt. So entsteht die Panik. Nur das eine begreifen die Menschen: Unten brennt es. Und wenn es unten brennt, dann müssen sie durch das Feuer hindurch. Dann müssen sie schnell machen, um noch ins Freie zu kommen. So hasten sie alle die Treppen hinunter. Hinunter, statt nach oben. Hinein in den Rauch, in die Flammen, die schon das Treppenhaus versperren und niemand mehr hinunterlassen.

Die Telefonistin Ziza Cesar im 15. Stockwerk hat gerade Paulo vor, ihren Jungen, der heute Geburtstag hat. Er hat die Mama besucht. Sie hat ihm als Geburtstagsgeschenk versprochen gehabt, daß er einmal zusehen darf, wie sie ihren Vermittlungsschrank bedient. Gerade zieht sie ihm die Jacke seines blauen Sonntagsanzugs zurecht; ihr scharfes Auge erspäht einen Fleck, den der Bengel sich wieder gemacht hat, und sie öffnet den Mund, um ihn zu tadeln, da hören sie beide den Schrei:

„Feuer ... Feuer!"

Ziza springt auf und zieht ihren Jungen zur Tür. Die Treppe ist schon verqualmt. Sie zeigt nach oben:

„Paulo! Du gehst dort hinauf. Immer höher. Ganz nach oben, verstehst du?"

Er nickt. Er ist froh, daß er um seine Strafe herumkommt. Er zwängt sich an Männern und Frauen vorbei, die von oben herunterdrängen — sie bemerken ihn nicht, so entsetzt wie sie sind —, und steigt nach oben. Mutter hat es gesagt. Es ist also alles in Ordnung. Er steigt auf das Dach und wartet dort oben. Er hat keine Angst, und wenig später wird er gerettet. Er ist der einzige, der diesen Weg geht.

Unten aber kämpft seine Mutter ums Leben. Sie ist kaltblütig geblieben, sie hat die Kolleginnen alarmiert und den entsetzten Mädchen Mut zugesprochen. Aber inzwischen ist auch der Fluchtweg nach oben versperrt. Der Schacht des Treppenhauses wirkt wie ein riesiger Schornstein. Auch der Fahrstuhl ist unbenutzbar. Gleich zu Anfang in Brand geraten, stürzt er schließlich in die Tiefe. Nur ein einziger Ausweg bleibt: hinüber zum Nachbarhaus, das fünf Meter entfernt steht.

Zwischen den Häusern hat sich inzwischen eine tausendköpfige Menge versammelt. Die Menschen starren nach oben zu den Fenstern hinauf, aus denen die Eingeschlossenen schreiend die Hände ausstrecken. Wo bleiben die Retter?

Ja, wo bleiben die Retter? Wo bleibt die Feuerwehr mit ihrem neuen Löschgerät, der „Wasserkanone"? Die Wasserkanone ist da, aber sie kann nicht schießen, weil es an Munition fehlt. Die riesige Wassermenge, die sie braucht, um richtig zu funktionieren, ist nicht vorhanden. Die langen Magirus-Leitern reichen nicht bis über das 14. Stockwerk. Der Feuerwehr bleibt nur eine einzige Möglichkeit, nachdem sich herausgestellt hat, daß auch Hubschrauber nichts ausrichten können, weil der Wind, den ihre Propeller erzeugen, die Flammen nur noch mehr entfacht. Mit Stricken und Leitern versuchen die Feuerwehrmänner, die Menschen aus dem brennenden Haus in die Nachbarhäuser herüberzuretten.

Die schwarze Qualmwolke verhüllt die oberen neun Stockwerke völlig. Die Menschen, die sich an Seilen herüberhangeln, müssen durch erstickenden Rauch. Den meisten gelingt es. Die letzte ist Ziza, die Telefonistin. Sie hat den anderen Mut zugesprochen, sie hat ihnen geholfen, hinüberzukommen, jetzt kommt sie selber. Sie rutscht über die grausige Tiefe, den Blick auf die Feuerwehrmänner gerichtet, die auf dem Dach des Nachbarhauses stehen und sie langsam zu sich herüberziehen.

Aus der Menge steigen laute Gebete zum Himmel: „Santa Maria, madre de Dios ...!"

Ziza richtet den Blick nach oben. Sie denkt an Paulo. War es richtig, daß sie ihn auf das Dach geschickt hat? Dann sieht sie die schwarzen Wolken, die das Dach verhüllen. Sie schreit Paulos Namen. Die Feuerwehrmänner sehen ihr entsetztes Gesicht, sie rufen ihr zu, sich zu halten, aber es ist zu spät. Ihre Hände greifen nicht mehr, lassen los ...

Ein tausendstimmiger Schrei! Ihr Körper trudelt, fällt, schlägt dumpf auf die Straße.

In einem Fenster des 15. Stockwerks sieht man ein Ehepaar sich umarmen. Die Menge begreift: Sie nehmen Abschied. Die Hitze hat das Seil durchgesengt. Den beiden Menschen dort oben bleibt nur noch der Sprung auf das rettende Dach des Nebenhauses. Wird er gelingen?

Die Chancen sind schlecht, und die Menschen unten halten den Atem an. Nur das Murmeln des Ave Maria, mit dem ein paar Frauen ihren Rosenkranz abbeten, unterbricht die entsetzliche Stille. Dann springen die beiden los. Zu kurz. Ein Stöhnen geht durch die Menge. Die Frau fällt zuerst. Der Mann hinterher.

Und noch ein viertes Opfer stirbt einen entsetzlichen Tod nach dem Absturz.

Vier Tote, sechsunddreißig Verletzte, acht Stockwerke durch das Feuer zerstört, ein Verlust von Millionen. Zuerst ein kleiner Kurzschluß, dann eine Panik. Rio wird sie so bald nicht vergessen

REICHTUM...

Jede kommt aus einem andern Lande, jede hat ihren besonderen, reichen, einmaligen Geschmack. Wie die Tabake der Peter Stuyvesant: Sie wachsen in weit auseinander liegenden Gebieten . . . jeder bringt seinen nur ihm eigenen Reiz mit . . . meisterhaft gemischt ergeben sie eine völlig einzigartige Cigarette von höchstem natürlichem Reichtum.



FILMKRITIK MIT DER PISTOLE

Das Schicksal des Bandenchefs Giuliano wurde verfilmt. Wer mitspielte, riskierte sein Leben

Die ergreifendste Szene des Films: Die Polizei hat ein Bandenmitglied festgenommen. Mit gefesselten Händen nimmt der Bandit Abschied von seiner weinenden Mutter.

Die Garbe aus einer Maschinenpistole beendete die Karriere des sizilianischen Banditenführers Salvatore Giuliano. Sein von Kugeln zerfetzter Körper wurde am 5. Juli 1950 gefunden. Heute noch ist Giuliano der Held von Sizilien. Man spricht nicht von ihm, aber an seinem Sarg stehen immer frische Blumen. Man spricht nicht von ihm, und wer dieses Tabu bricht, muß mit einer Kugel oder einem Messer rechnen. Man spricht nicht von ihm, auch nicht vor Gericht. Als der Tod Giulianos verhandelt wird, gibt sich ein ehemaliges Bandenmitglied als der Mörder aus. Wenig später ist er selber ermordet. Zwei Zeugen wollen aussagen — sie werden in der Gefängniszelle vergiftet. Bis heute ist die Frage, wer Giuliano umbrachte, nicht eindeutig geklärt. „Wer erschoß Salvatore G.?" Das ist auch der Titel eines Films, für den Regisseur Francesco Rosi schon viele Vorschußlorbeeren erntete. Dieser Film schildert den Tod, wie die sizilianische Legende ihn erzählt. Rosi drehte seinen Film nicht mit Stars. Nur zwei Berufsschauspieler wirken mit. Die anderen sind namenlose Sizilianer. Einen Tag nach Abschluß der Dreharbeiten wurde einer von ihnen umgelegt. Er hatte seine eigene Geschichte als Bandenmitglied gespielt. Das bitterarme Sizilien mit seinen sozialen Spannungen ist auch der Schauplatz des großen Erfolgsromans „Die Fürstin von Palermo", den Linda Strauss für die BUNTE schrieb.



Bandit im Marmorsarg. Vor dem Sarkophag in der Gruft der Familie Giuliano stehen immer frische Blumen, werden immer wieder neue Kerzen angezündet.

◀ **Die nackte Wirklichkeit.** Das ist keine Filmkulisse, sondern bittere Wahrheit. Sizilien ist arm. Giuliano und seine Bande taten viel Gutes für die Armen.

Der Tod im Film. Wer Giuliano wirklich tötete, ist bis heute ungeklärt. Ziemlich sicher ist nur, daß er nicht von der Polizei erschossen wurde. Es heißt, die Mörder seien unter Giulianos Gefolgsleuten zu finden. An diese Legende hält sich auch Francesco Rosis Film. ▶

Seligkeiten und Abgründe der Liebe einer unwiderstehlich schönen Frau schildert Peter Heim in diesem mitreißenden Roman



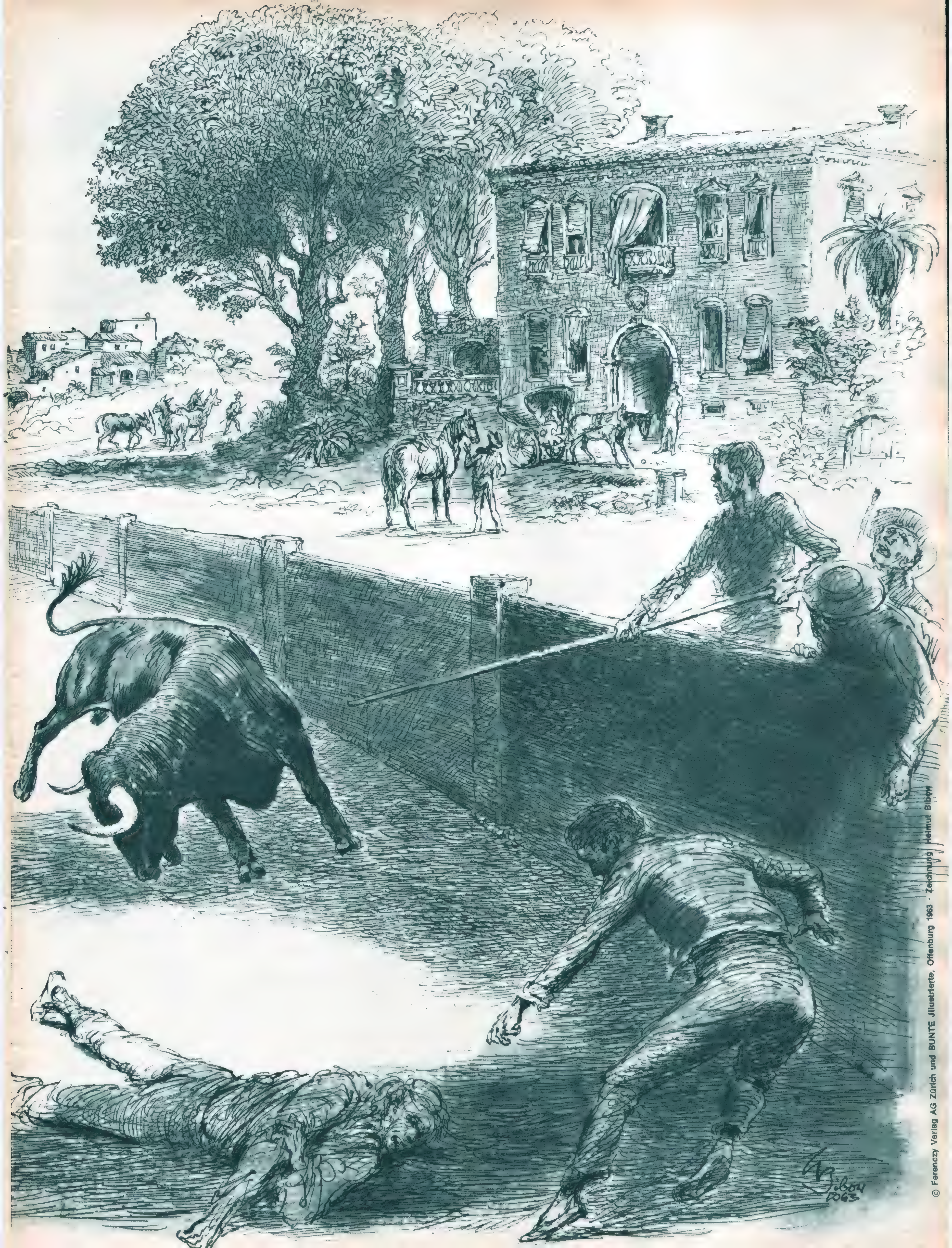


Weiß lag die Hitze über dem Tal von Montalva – eine gewaltige, lichtdurchflossene Dunstdecke, deren Ränder von den nackten Flanken und Spitzen der Sierra zerrissen wurden. Kein Luftzug, der sich regte, keine Farbe, die der Sonne widerstand. Die Welt schien erstorben. Nichts blieb als das harte Schwarz der Schatten und die beizende grausame Helligkeit, die vom Himmel strömte. – Es waren

Dolores

sechs Stiere. Sie standen zu einer schwarzen Gruppe verschmolzen im Schutz des Feigenbaumes in der Westecke des Korrals. Toros aus der Zucht Montalva. Die besten Kampfstiere

Bitte umblättern


Bibow 1963

Dolores

Fortsetzung von Seite 16

Spaniens: seidenschwarzes Fell. Flaschenförmig, von den schmalen Lenden auswuchtend, der mächtige Brustkorb. Die Muskelberge im Nacken gespannt. Edle kleine Köpfe mit nervös spielenden Ohren und dem Bernstein der tödlichen Hornwaffen. An den Flanken ins lockige Fell gebrannt die Nummer und das „M" mit der Krone: das Wahrzeichen der Züchtungen des Marquese Don Juan Montalva i Torron. Jeder dieser Stiere war seine fünfzigtausend Peseten wert.

Die Männer hatten die schweren, eisenverstärkten Versandverschläge abgeladen und an ihren Platz geschafft. Die beiden Lastwagen, staubbedeckte Viertonner mit Servicio-Publico-Nummern aus Sevilla, standen im Schatten der großen Korkeiche neben dem Zuchtmeisterhaus. Die Fahrer hockten daneben, dösten vor sich hin und rauchten Zigaretten.

Juan Montalva spürte, wie ihm das Hemd am Rücken und unter der Achselhöhle klebte. Er stand auf der Fußleiste wie die anderen und hing mit den Armen über das Freigehege. Der Stein war warm. Neben ihm machte der englische Fotograf, der aus Sevilla mitgekommen war, wieder seine Kamera klar.

Montalva war nicht müde, aber schläfrig. Eine alles umfassende Schläfrigkeit, gegen die er kaum anzukämpfen vermochte. Verdammte Hitze. Es war Blödsinn, jetzt zu verladen. Aber sie brauchten gute sechs Stunden nach Sevilla. Und das bedeutete, daß sie dort die Stiere nicht vor zehn Uhr ausladen konnten. Und um zehn Uhr bekamen sie natürlich keinen Mann mehr für das Verlademanöver — früher war das anders, zum Teufel! Als er wieder seine Stiere anblickte, besserte sich seine Laune sofort. Es waren gute Stiere.

Er stieß sich von der Mauer ab und winkte seinem Mayoral, dem Zuchtmeister: „Vamos Pepe!"

Pepe Hernandez, der Mayoral Montalvas, hatte jetzt die Ladeluke des ersten Verschlags hochziehen lassen. Das Seil der Falltür, die den Zugang des Verladegangs öffnete, hielt einer seiner Leute. Er hob die Hand.

„Fertig, Señor Marques?"

Montalva nickte.

Der Mayoral nahm eine der langen Treiberlanzen in die Hand. Er war ein kleiner, knorriger Mann von einer affenartigen Behendigkeit. Keiner wußte so recht, wie alt Pepe war. Er selbst tippte auf fünfzig, aber es gab welche, die sagten, er habe an die sechzig auf dem Buckel. Er hatte wache dunkle Augen, eine plattgedrückte Nase und eine Haut von der Farbe alter Tongefäße. Er war einer der besten Stierkenner Andalusiens, und Montalva wußte genau, daß Pepe Hernandez eigentlich nicht zu bezahlen war. Jeder andere Züchter hätte ihn in Gold aufgewogen.

Die Falltür zog knarrend hoch. Die Stiere bewegten die Köpfe.

„Was passiert denn jetzt?" fragte der englische Fotograf. Juan hatte seinen Namen vergessen. „Werden Sie gleich sehen, Mister."

„Die Stiere marschieren da hinein. Sie glauben, das ist der Ausgang", erklärte Esteban, der Beauftragte der Arena von Sevilla. „Sie glauben, sie können wieder zurück auf die Weide. Und so laufen sie den Gang entlang, und am Ende ist nochmals eine Tür. Aber die führt in die Kiste. You understand? Und die lassen dann die Klappe 'runter und bums . . ." Esteban schlug dem Engländer mit der Faust auf die Schulter.

„O good! Eine Falle."

„Genau", sagte Esteban.

Der erste Stier verschwand. Die Falltür klappte herab. Die anderen drängten sich jetzt enger zusammen.

PETER HEIM, der jahrelang in Spanien lebte, der Land und Leute, ihren Stolz und ihre Leidenschaften kennenlernte, beschreibt in diesem Roman die Schicksalspassion dreier Menschen, die an der Treue zu sich selbst scheitern – von der Liebe erlöst. Der Schauplatz ist die glühende Sierra Andalusiens. Die Personen der Handlung:

Don Juan Montalva i Torron,
Herr auf Montalva . . . . Aristokrat und Stierzüchter
Dolores . . . . seine Frau
Maria Marquesa de la Cerna i Montalva-Torron . . seine Mutter
Pilar . . . . seine Schwester
Boris Bergen, Deutschrusse . . . . sein Kriegskamerad
Dr. Leopold Ruiz . . . . ein Arzt
Pepe Hernandez, Mayoral (Zuchtmeister), unbezahlbarer Stierkenner
Ein englischer Fotograf

Der kleinste von ihnen, den sie Bisco nannten, weil er eine weiße Zeichnung am rechten Auge aufwies, begann sich in Trab zu setzen. Sein Nacken schwoll an. Die schweren Muskelwülste unter dem glatten Fell schimmerten wie Stahl.

„Der nächste!" brüllte es von hinten, wo sie die Kisten auswechselten.

„Bueno", sagte Pepe.

Er lief auf dem Umgang entlang, die schwere Treiberlanze schwingend, als sei sie aus Bambus. »Sechzig Jahre«, dachte Juan, »schau dir das an.«

Der dicke, rotgesichtige Engländer legte einen neuen Film ein. Um Schatten zu suchen, kroch er hinter Estebans Rücken.

Juan lächelte. Er hielt nicht viel von den Engländern, aber den Kerl mochte er irgendwie gern.

Auch die beiden folgenden Stiere, die Nummer acht und die hundertvier, ließen sich ohne Schwierigkeiten verladen. Der Unfall passierte erst zu Ende der heißen Arbeit. Und es war der Bisco, der ihn auslöste . . .

Das Tier war unruhig geworden. Das Poltern der Falltür hatte den Stier irritiert, vielleicht war es auch das schrille Gekreisch der Laufschienen.

Juan sah, wie sich die Ohren nach vorn stellten, wie er rückwärts ging, die Hörner senkte.

„Achtung!" schrie er.

Die Falltür raste polternd in ihre Haltung. Und das war der Augenblick, in dem der Bisco angriff. Direkt aus dem Galoppsprung. Zwei gewaltige Sätze. Juan biß sich in den Daumen. Das Horn krachte gegen die zehn Zentimeter schweren Bohlen der Tür. Holz splitterte hoch. Der Anprall hatte den rasenden Stier aus der Richtung gebracht. Er sah den Schatten des anderen. Und da nahm der Stier den Kameraden an. Als die Hörner aufeinanderknallten, gab es einen häßlichen schiefrigen Knall. Staub sprang vom Boden auf und hüllte die beiden kämpfenden Tiere in rötlich-pulvrige Fahnen.

In der lichtdurchflossenen Staubwolke war Pepe zu erkennen, eine schwarze Silhouette, die lange Lanze in der Hand. Er wirkte wie ein Dämon.

„Gib mir auch eine Garoja!" schrie Juan und deutete auf die Treiberlanze.

Er wußte, es gab wenig Chancen, die Stiere zu trennen. Er wußte, daß in den Herzen dieser seit Generationen nur auf Kampf und Mut gezüchteten Tiere nichts wohnte als ausschließlich blinder, unbezwingbarer Zorn — ein Zorn, durch nichts, durch keinen Schmerz, durch kein Blut zu löschen, bis ihr Leben geopfert war.

„Eine Garoja." Irgend jemand reichte ihm die Eschenlanze. Der Fotograf turnte auf dem Umlauf herum und drückte wie ein Wahnsinniger auf den Auslöser seiner Kamera.

Juan hatte die Treiberlanze in der Hand. Er stand jetzt direkt über den Kämpfenden. Er rammte den Schaft in Flanken, auf Köpfe und Hörner, glaubte durch den Staub Blut zu entdecken und fluchte noch lauter. Er konnte kaum atmen vor Hitze und Staub. Er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß aus den Augen, und in diesem Moment sah er, wie sich Pepe und einer der Jungen über die Mauer hinabließen.

„Hey, Pepe, laß den Blödsinn!"

Aber da schnitt bereits das gellende „Ejé! Toro!" durch den Lärm.

Ejé . . .!

Der Bisco schien zu zögern. Er wich zwei Schritte zurück. Blut rann ihm aus den Flanken. Sein Gegner griff sofort wieder an. Der Junge bekam Angst, lief zur Mauer und ließ sich hochziehen. Doch Pepe blieb. Er hetzte den Stieren nach, in den engen verdreckten Reithosen, die kurze Jacke aufgerissen — ein kleiner alter Mann, der nur eines mit ihnen gemeinsam hatte: den absoluten Mangel an Furcht. Ein kleiner, krummbeiniger alter Mann, der ein Leben lang mit Stieren umgegangen war, der sie liebte und der sie verfluchte, der um sie wußte, als gehöre er zu ihnen, der ihr Blut, ihre Merkmale und Defekte bereits witterte, wenn sie ihm zum erstenmal auf den stakigen Läufen des Stierkalbs entgegenkamen — ein alter, kleiner, zorniger Mann, der nicht zusehen wollte, wie sich zwei der schönsten Montalva-Stiere zerfleischten.

„Ejé!"

Wieder prallten die Tonnengewichter der rasenden Bullen zusammen. Die Rückenmuskeln sprangen heraus, als seien sie aus Stein gemeißelt. Horn stieß gegen Horn. Kraft gegen Kraft. Sie schwankten einen Augenblick wie aneinandergeklammerte Ringer.

Jetzt war der alte Mann hinter dem Bisco. Er brüllte. Der Stier reagierte nicht. Pepe griff nach dem schmutzigen, staubverklebten Schwanz. Mit aller Gewalt, die er zur Verfügung hatte, bog er ihn zwischen den Fäusten ab.

Der Stier stieß einen dumpfen Grunzlaut aus und sprang mit weit auseinandergestellten Läufen zurück.

Juan sah das Knäuel Mensch unter den Hufen.

Die Männer schrien. Und dann flog aus den Staubwirbeln wie ein Lappen emporgeschleudert, mit grotesk abgespreizten Armen und Beinen, ein Mensch . . .

Schlug zurück!

Pepe!

„O no! My God!" Der Engländer preßte die Hände vors Gesicht.

Juan schwang sich an ihm vorbei in den Korral. Der Aufprall von der Höhe der Mauer machte ihn benommen. Im letzten Augenblick wich er dem Doppelschatten eines Hornschlages aus. Die Seite eines rasenden Bullen streifte ihn, warf ihn zu Boden. Er wartete. Suchte sich in dem aufgewühlten Staub zu orientieren . . .

Warum machten sie denn das Haupttor nicht auf, die Idioten! Und Pepe! Wo war Pepe? — Herrgott — die Stiere — sie nahmen sich wieder an. — Und Pepe! Da lag er, direkt hinter den Hufen. Juan Montalva lief gebückt.

Blutgetränktes, staubiges Haar . . . Ein abgedrehter nackter Fuß . . .

Montalva packte zu und zog den Mayoral dicht an die Mauer.

Auch das bedeutete keinen Schutz, wenn einer der Stiere abließ und nochmals angriff. In diesem Augenblick schlug das Haupttor des Korrals auf. Die Männer auf der Mauer versuchten die kämpfenden Stiere abzulenken. Die schweren Eschenholzschäfte der Garojas knallten auf die Rücken der ineinander verkeilten Tiere. Einer der Stiere wurde an der Schnauze getroffen. Er riß die Hörner zur Seite, und da traf ihn der Gegner in den schutzlosen Hals. Das Horn bohrte sich tief und mit der Schnelligkeit einer Degenspitze in das Fleisch, kam blutbesudelt zum Vorschein und stach erneut zu.

Der große, schwere schwarze Stier ging in die Knie, brach zusammen. Die Männer brüllten. Juan Montalva sah das alles wie in einem Alptraum. Er kauerte neben dem bewußtlosen Mayoral. Er wischte ihm das Gesicht. Seine Hände waren voll Blut.

Der siegreiche Stier stand über dem zusammengebrochenen Gegner. Er schüttelte nur den Rücken, als die Schläge der schweren Eschenlanzen immer noch auf ihn niederprasselten. Es sah aus, als werde er von Fliegen belästigt.

Dann drehte er sich um. Der Staub hatte sich gesenkt. Die Sonne leuchtete auf dem Blut seiner Wunden. Er trabte dem Ausgang zu, dem hellen Schein der Weiden, die ihn dort erwarteten. Er trabte langsam — die Hörner hoch, als sei nichts geschehen.

Es war die Nummer hundertacht.

Es war der Bisco.

*

Die Lastwagen waren abgefahren. Die Fahrer fuhren vorsichtig, als hätten sie Nitroglyzerin geladen. Nur der dicke Engländer mit den Kameras war dageblieben. Er sei im Krieg Sanitäter gewesen, hatte er gesagt. Vielleicht könne er behilflich sein. Juan Montalva hatte nichts dagegen, obwohl Doktor Ruiz jeden Augenblick hier sein mußte.

Sie hatten den Mayoral auf den Eßtisch seines Wohnzimmers gelegt. Er wirkte jetzt merkwürdig klein, wie ein Kind beinahe. Der Engländer hatte ihm die Kleider vom Leib geschnitten und dabei unverständliches Zeug vor sich hingebrabbelt. Anscheinend war das seine Gewohnheit. Aber er zeigte sich gefaßt und ziemlich geschickt. Pepes Brustkorb war bläulich verfärbt und geschwollen. „Rippenbrüche", hatte der Engländer gesagt. „Das Schlimmste ist die Hornwunde am Oberschenkel. Das am Kopf, das ist nichts. Nur die Kopfschwarte geplatzt. Aber der Schock natürlich." Er brachte das in einem Gemisch aus Englisch und Spanisch heraus, aber jeder hatte ihn verstanden.

Der Mayoral Pepe lag ruhig und still wie ein aufgebahrtes Kind. Ein Stück Schulter ragte unter der Decke hervor. Sie war weiß und mager — und der Gegensatz zu dem tonroten, faltigen Hals wirkte grotesk.

Juan drehte sich zu einer der schluchzenden Frauen um.

„Haben Sie vielleicht ein bißchen Wasser für mich?"

Es war Tomasa, die er ansprach. Ihr Gesicht war gedunsen und rotgeweint. Aber all die Tränen hatten sie nicht um ihre Ruhe und ihre praktische Umsicht gebracht. Er mochte Tomasa gern. Sie war ein abgearbeitetes, kno-

chiges Weib, das sechs Kinder zur Welt gebracht und keinen Tag in ihrem Leben gekannt hatte, der nicht bis in die Nacht mit irgendwelcher Arbeit angefüllt war. Sie führte ihn in die Küche, und Juan zog die kurze andalusische Jacke aus, und Tomasa begann sie auszubürsten. Der Rücken der Jacke war aufgeschlitzt, und weißes Futter quoll heraus.

„Wenn Sie wollen, Señor Marques, dann näh' ich das wieder zu."

„Nicht nötig."

„Meinen Sie, Señor Marques, daß . . .?"

„Daß es Pepe wieder gut geht?"

„Ja, Señor Marques."

Er klopfte sich Dreck und trockenen Mist von den Schenkeln. Seine Hand tat ihm weh. Der ganze Rücken war aufgeschunden.

„Kannst du dir einen Stier vorstellen, der Pepe umbringt?"

„Das war ein Mörder. Viel tapferere Männer als Pepe wurden von Mörderstieren umgebracht, Señor Marques."

„Aber Tomasa." Juan Montalva lachte. „Er hat ein paar Rippen gebrochen. Für Pepe ist das gar nichts. Pepe ist aus Stein." Es de piedra — es könnte natürlich eine Infektion hinzukommen. Die verdammte Beinwunde. Aber Juan verschwieg das.

„Sie bluten ja, Señor Marques."

„Ein Kratzer."

Sie legte die Jacke auf den Tisch und sah ihn an. Sie hatte den traurigen und ergebenen Blick eines geprügelten Hundes. Ehe er noch abwehren konnte, hatte sie nach seiner blutverschmierten Hand gegriffen und sie geküßt.

„Aber Tomasa."

„Ich danke Ihnen, Señorito. Ich danke Ihnen so, Don Juan."

„Pepe ist doch mein Freund."

„Ich weiß, Don Juan."

„Er war es immer, Tomasa. Seit ich denken kann. Ich verdanke ihm mehr als irgendeinem anderen."

„Nein, Don Juan, wir verdanken Ihnen alles."

Er stand auf. Es war ihm unangenehm. Es war ihm immer unangenehm, wenn er diesen Blick in den Augen seiner Leute erkannte. Er mochte es nicht.

„Ich geh' jetzt, Tomasa. Dieser Engländer scheint was zu verstehen. Und Don Leopoldo wird jeden Augenblick hier sein."

„Jawohl, Señor Marques."

„Und mach dir keine Sorgen."

Sie lächelte. Sie lächelte unter Tränen und ihre Lippen bewegten sich lautlos, und er verstand nicht, was sie sagte. Er verstand nur den letzten Satz:

„Gott möge Sie schützen, Señor Marques!"

*

Als er das Haus verließ, sah er die Staubwolken über dem Silbergrau der Oliven. Kurze Zeit später bog ein alter verbeulter Seat um die Mauer der Einfahrt und hielt unter der Korkeiche. Juan Montalva machte sein Pferd los und wartete.

Ein magerer, gelbgesichtiger Mann mit einem abgespeckten schwarzen Anzug stieg heraus. In der rechten Hand trug er eine Ledertasche. Er lief rasch auf das Haus zu. Dann sah er Juan Montalva und hielt an.

„Hola, Don Juan."

„Hola, Don Leopoldo."

„Ich bin gefahren wie ein Irrer", keuchte der Arzt. „Ich war im Dorf. Irgendeiner von der Guardia civil hat mich gefunden und mir gesagt . . ."

„Ja", nickte Montalva. „Pepe. Rippenbrüche und eine Cornada am rechten Oberschenkel."

„Der", sagte Dr. Leopoldo Ruiz, „das bißchen Leder! Das flicken wir zusammen."

„Das glaub' ich auch. Nur — falls

Bitte umblättern

Dolores

Fortsetzung von Seite 19

es irgendwas gibt, Don Leopoldo, bringen Sie ihn nach Malaga. Kann kosten, was es will. Holen Sie einen Spezialisten, hören Sie."

„Da brauch' ich keinen Idioten mit Professorentitel", schnaubte der Arzt. „Für was halten Sie mich?"

„Für das, was Sie sind: ein guter Arzt für Mensch und Vieh. Nur ..."

„Mein Professor heißt »Penicillin«", sagte der Arzt. „Den Rest mach' ich allein. Und besser!"

„Sie sind ein sturer Hammel."

„Danke."

Juan war bereits im Sattel, als der Arzt die blutige Hand sah.

„Und das?"

„Nichts."

„Na, ich schau' mir das lieber nachher selbst an", sagte Dr. Ruiz. „Übrigens, Sie bekommen Besuch ..."

„So", nickte Juan teilnahmslos. Es kamen ständig Gäste auf den Cortijo. Montalva war ein Taubenschlag. Viele seiner Gäste bekam er kaum zu Gesicht.

„Ihre Schwester", sagte Dr. Ruiz.

„Na, danke schön", grinste Juan Montalva. „Da bin ich gespannt. Der Satan ... Woher wissen Sie es denn?"

„Man hat mir das Telegramm auf der Post gegeben. Ich habe gleich 'rübertelefoniert."

„Na, da können wir uns ja auf was gefaßt machen ..."

*

„Pilar kommt", waren auch die beiden ersten Worte seiner Mutter.

Sie saßen oben im grünen Salon des Herrenhauses. In den letzten beiden Jahren, seit ihr die Ärzte eröffnet hatten, daß ihr Augenlicht nicht mehr gerettet werden könnte, hielt sich Maria Marquesa de la Cerna i Montalva-Torron meistens in diesem Raum auf. Obwohl er im zweiten Stock des Schlosses lag und ihr das Treppensteigen Mühe machte, war sie nicht dazu zu bewegen, eines der Zimmer im Erdgeschoß zu nehmen. „Es ist die Ambiente", sagte sie.

Das Wort war schwer zu erklären. Vielleicht meinte die Marquesa mit Ambiente die Erinnerungen, die dieser Raum für sie barg. Vielleicht meinte sie den besonderen Geruch, den Duft des gefirnißten Zedernholzes, der Täfelungen und der alten Teppiche, in den sich der blasse Zitronengeruch mischte, der vom Garten heraufwehte. Vielleicht auch erinnerte sie sich an den Blick, den die Galerie des Salons auf das Tal freigab, die bläuliche Weite hinter den schimmernden Baumkronen des Parks, die vielfach gefaltete Hügellandschaft der Stierkoppeln, das verschlungene Grau der Olivenhaine — vielleicht daß ihr dieser Blick gegenwärtig war, so wie die Vergangenheit, die die halbblinde Frau manchmal in merkwürdig klarsichtigen und kräftigen Bildern zu beschwören wußte.

Juan Montalva stand am mittleren Fenster. Die Hand tat immer noch weh. Er hatte sie vorsichtig auf das eiserne Gitter gestützt. Drüben über der Sierra begann der Cuerno Negro rot aufzuleuchten. Die anderen Berge saugten sich mit dem Violett des Spätnachmittags voll. Bald würden sie auch brennen. Montalva dachte an den Staudamm. Er würde morgen 'rauffahren müssen. Sie hatten das Mittelstück inzwischen betoniert. Es waren nur noch drei Monate bis zum Herbst. Wenn der Regen kam, mußte die Balsa fertig sein.

Sein Kopf schmerzte. Er nahm sich vor, früher aufzustehen. Er hatte gebummelt in den letzten Wochen. — Herrgott, man hat nur zwei Hände. Und dann die Tage mit Dolores — es war schön, solche Tage zu erleben. Wenn diese Zeit kam, ihre „weißen Nächte" wie sie es nannten, dann war alles so unwiederholbar.

Er spürte, wie beim Gedanken an seine Frau das Blut in ihm zu pochen begann, und empfand eine unerklärliche, tiefe Dankbarkeit dafür, daß alles so war, wie es war.

„Was meinst du", hörte er die ruhige Stimme seiner Mutter, „wo wird Pilar wohnen?"

„Aber Mama", er drehte sich um.

„Warum läßt du sie eigentlich nie mir?"

„Weil ihr euch nicht vertragt."

„Wieso. Bin ich ein Untier?"

„Du nicht. Aber sie. Sie ist ein Monstrum. Sie bringt sicher wieder irgendwelche unmöglichen Leute. Du weißt doch, wie das ist. Sie kann keine Ruhe halten. Das letztemal diese Amerikanerin — diesen Filmmenschen. Bevor sie überhaupt im Haus waren, hopsten die alle im Bassin herum und brüllten wie die Hottentotten. Schauerlich ..." Er lachte.

„Ja. Die Dorfweiber bekreuzigen sich heute noch."

„Eben."

„Du findest das großartig, was?"

„Ich finde überhaupt nichts. Ich finde nur, du solltest sie gut genug kennen, um zu wissen, daß wir beide sie nicht mehr ändern können."

„Es war ein Fehler, ihr dieses Leben in Madrid zu gestatten."

„Aber Mama!"

Er ging auf sie zu. Sie wandte das lauschende, angespannte Gesicht nach seinen Schritten. Sie erinnerte ihn plötzlich an das Bild unten in der Halle. Es zeigte eine Hofdame aus der Zeit der Königin Isabella. Ebenfalls eine La Cerna. »Merkwürdig«, dachte er, »als ob ein Angleichungsprozeß stattfindet, der die Zeit auflöst und über die Jahrhunderte denselben Typ schafft, dieselbe noch immer glatte Stirn. Die riesigen, starren Augen unter dem gleichmäßig hohen Schwung der dichten Brauen. Eine Schönheit, die nichts mit der Zeit und nichts mit dem Alter zu tun hatte.«

„Was heißt hier Mama", protestierte sie. „Ich bin doch nicht so hoffnungslos altmodisch. Um Himmels willen, mach mich doch nicht zum alten Weib. Aber du mußt zugeben, Filmleute, diese primitiven Amerikaner, diese ganze Halbwelt in Madrid, das ist doch nichts für deine Schwester."

„Deine Tochter meinst du", korrigierte Juan lächelnd.

„Tochter", sagte sie nachdenklich. „Kann ich das noch sagen?"

„Aber natürlich. Sie hat so viel von dir." Er unterbrach sich und küßte das dunkle, starke, nach Kölnisch Wasser duftende Haar.

„Und was sagt Dolores dazu?"

„Dolores?" Er spürte den leisen Druck ihrer Hand um sein Gelenk.

„Dolores? Du weißt doch, sie liebt alles. Sie besitzt eine Art universelle Zärtlichkeit für jede Sorte Tier und Mensch. Sie sammelt alles. Besonders die Verrücktheiten. Sie hat eine Freude wie ein Kind daran. Pilar und Dolores, die beiden vertragen sich gut. Sie haben sich vom ersten Augenblick an gemocht ..."

„Merkwürdig", sagte die Marquesa.

„Was soll daran merkwürdig sein?"

„Nichts. Ich meine ...", sie legte den Kopf schief und sah an ihm hoch, „daß du immer noch so redest. Ich habe noch nie ein Wort der Kritik gehört. Vielleicht wartet man als Mutter darauf. Wir Frauen sind alle irgendwie — na ja, sagen wir, eifersüchtig. Und Mütter sind es vielleicht besonders. Aber du? — Weißt du, jetzt, wo ich euch nicht mehr so recht sehen kann, da hört man auf die Stimme. Ich höre auf deine Stimme. Ich weiß genau, wenn du böse bist, wenn du dich freust. Eine Stimme vermag weniger zu verbergen als ein Gesicht. Ich höre ...", sie machte eine komische Geste, als führe sie ein imaginäres Hörrohr, „ich höre zwölf Jahre dasselbe. Denselben Ton. Dieselben Worte. So wie damals, als du hier standest und sagtest: »Mama, ich habe meine Frau gefunden«."

„Und ..." Juan Montalva lächelte sein Lächeln. „Was ist denn dabei?"

„Nichts. Das sage ich doch. Nur — es ist beinahe ein bißchen unheimlich, verstehst du?"

„Nein", sagte er. „Schließlich hast du doch mit deinem Mann auch ..."

Er unterbrach sich. Er sprach nie über seinen Vater. Und sie sprach nie über ihn.

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Ich muß noch 'rüber in mein Büro. Entschuldige, Mama."

Als er an der Tür stand und den großen Saal mit dem Steinmosaik übersah, saß sie noch genau in derselben Haltung wie zuvor. Die rechte Hand leicht erhoben. Es tat ihm weh, sie so zu sehen. Aber er wußte auch, daß sie den gläsernen Käfig, den sie um sich aufgerichtet hatte, benötigte und daß alle Versuche, ihn zu durchbrechen, nicht ernst gemeint waren. Maria Marquesa de la Cerna i Montalva, hatte längst darauf verzichtet, am Leben teilzunehmen. Sie scheute es. Es hatte ihr zuviel abverlangt, und sie konnte ihm seine Grausamkeit nicht verziehen.

„Wenn ich irgendwas für Mayoral, für Pepe tun kann ...", hörte er ihre leise, gebrochene Stimme.

„Danke, Mama. — Alles, was getan werden kann, ist bereits getan — das geht schon wieder in Ordnung."

„Hoffentlich."

*

Sie hatten die Ostseite der Sierra erreicht. Es wurde dunkel, aber die Wärme hielt an, jeder Strauch, jeder Baum, der rieslige Staub zwischen den Ginsterbüschen und der schorfige Stein, der sich in Bruch- und Geröllfeldern von den Gipfeln niederschob, atmete sie aus. Ein dunkler Geruch nach Rauch, Sonne, Wärme, Harz, Ginsterblüten und Schafmist wehte durch die geöffneten Fenster herein, und manchmal, wenn der Wagen in den Serpentinen durch eine Schlucht fuhr, wurde die Luft kalt, so, als tauchten sie in eine tiefere klare Zone Wasser ein.

Bergen saß im Rücksitz und sah zum Fenster hinaus. Das schöne Mädchen schwieg. Pilar Montalva fuhr rasch und geschickt, etwas zu verwegen für seinen Geschmack. Sie hatte das dunkle Haar eingebunden, und das gelbe Kopftuch lag knapp um ihren schmalen Schädel, ein heller Fleck vor der weinfarbenen Dämmerung da draußen.

Boris Bergen dachte an Juan Montalva. Pilar hatte die ganze Zeit von ihrem Bruder erzählt, aber er konnte sich keine klare Vorstellung mehr von ihm machen. Welten trennten ihn selbst von dieser Vergangenheit, von dem Mann, der er selbst damals war. Vierundzwanzig Jahre! Lieber Himmel!

„Wie geht's da hinten?" Pilar schaltete jetzt den Scheinwerfer ein. Das weiße, tanzende Licht brach sich in schweren Felsbrocken wieder.

„Gut. Und Ihnen, Mylady?"

„Ich bin halb tot", sagte sie. „Pilar Montalva gibt's bereits nicht mehr. Ich brauche ein Bad. Wir hätten nachts fahren sollen."

Er brummte irgend etwas.

„Noch zehn Kilometer", sagte sie. „Ich bin gespannt, was passiert, wenn er Sie sieht."

„Was soll schon passieren?"

„Irgend etwas passiert immer", sagte sie. „Ich werde es wahrscheinlich nicht erleben. Ich habe nur noch einen Gedanken: eine Badewanne! Sehen Sie die Lichter? Da beginnt das Tal. Gleich unten fahren wir rechts ab. Wissen Sie, wie ich mir jetzt vorkomme? Wie ein kleines Mädchen, das Äpfel gestohlen hat und sich endlich im Dunkeln nach Hause traut."

Ihre Stimme war verändert. Sie klang nicht mehr so langsam und schläfrig. Sie klang tatsächlich wie die Stimme eines jungen Mädchens.

„Wie ist eigentlich seine Frau?" fragte Bergen, um überhaupt etwas zu sagen.

„Dolores? — Die läßt sich nicht beschreiben. Kein Mensch kann das. Nicht mal ein Schriftsteller wie Sie. Dolores ist ein herrliches Weib. Und ein ganz komisches Weib dazu. Außergewöhnlich. Zum Beispiel schläft sie kaum. Sie sagt, sie habe keine Lust, die Hälfte ihres Lebens zu verschenken. Dabei ist sie munter wie ein Fisch im Wasser. Sie nennt das ihre weißen Nächte."

Bergen schwieg.

„Einen Rat: Verlieben Sie sich nicht in sie."

„Ich? — Wieso denn?"

„Jeder Mann verliebt sich in Dolores. Ich warne Sie, Bergen. Sie ist anders, als Sie sich eine Frau vorstellen. Und für jede andere Frau bedeutet es glatt Selbstmord, sich in ihre Nähe zu begeben." Sie lachte. „Auch für mich. Besonders für mich ..."

*

Juan Montalva nahm das Diktiergerät und besprach das Band mit einem Brief an eine deutsche Landmaschinenvertretung in Barcelona. Er wußte, daß wegen der Staudammarbeiten noch eine Menge Korrespondenz auf ihn wartete — aber er war müde. Sein Schädel schmerzte. Er ging in das kleine Privatbad neben seinem Büro. Als er sich gegen das Waschbecken lehnte, wurde es ihm einen Augenblick lang schwindlig. Er trank in hastigen Schlukken das lauwarme Wasser und sah dabei durch das Fenster in den Garten hinaus. Durch die Gefieder der Fächerpalmen schimmerten von drüben die Fenster des alten Schlosses, das seine Mutter bewohnte. Das Herrenhaus selbst lag beinahe im Dunkeln. Man hörte Springbrunnen im Innenhof. In der Halle im Mitteltrakt brannte ein einzelnes Windlicht. Geschirrklappern kam aus der Küche. Dolores' Flügel war dunkel. Wahrscheinlich schlief sie noch. Er glaubte, durch die Mauern hindurch ihren Atem zu hören. Alle Geräusche, das Rieseln des Wassers, die gedämpften Stimmen in der Küche, die Abendstille nach der Arbeit, all das erfüllte ihn mit einem Gefühl von Ruhe und einer großen Zärtlichkeit für das Leben, ein Gefühl, für das er keine andere Antwort wußte als eine beinahe verlegene Dankbarkeit, so wie für ein unerwartetes Geschenk.

Er warf sich das Wasser gegen das Gesicht, trocknete sich ab und spürte, wie die Kopfschmerzen langsam wichen. Dann ging er zurück in sein Büro. Er wühlte unter den Papieren auf dem Schreibtisch, diktierte einen weiteren Brief, aber das Summen des Bandes machte ihn ungeduldig. Er schaltete das Diktaphon ab und ging hinaus in den Garten. Er überlegte, ob er nochmals hinüber nach dem Mayoralhaus „El Paral" reiten sollte. Aber Pepe schien es besser zu gehen, hatte Dr. Ruiz gesagt. Dann fiel ihm der Engländer ein. Ein netter Bursche, wenn er auch aussah wie ein feister, brandroter Kater.

Als er gerade beschlossen hatte, nochmals ins Büro zurückzugehen und hinüber nach „El Paral" zu telefonieren, um zu erfahren, wo der Engländer eigentlich steckte, und ihn einzuladen, in seinem Herrenhaus, im Cortijo zu wohnen, da hörte er das Brummen eines Wagens und sah zwischen den Stierkoppeln den tanzenden Lichtfleck des Scheinwerfers.

Juan lief um das Haupthaus. Er traf den Gärtner und befahl ihm, die Lichter einzuschalten. Sie hüllten den Garten und die weiß gekalkte Einfahrt

Fortsetzung auf Seite 47

Zuverlässig und hilfsbereit

Zuverlässig und hilfsbereit versorgen wir an den blau-weißen Tankstellen Ihren Wagen. Ebenso zuverlässig wird die ARAL-Produktion überwacht, werden die Kraftstoffkomponenten hergestellt und veredelt, werden die ARAL-Rezepturen in unseren Laboratorien wissenschaftlich erarbeitet und in den Raffinerien angewandt. Zuverlässig wie ARAL – das läßt sich leicht „erfahren".

ARAL das leistungsstarke Benzin

Superkraft durch **ARAL SUPER**



Immer eine gute Wahl

Linda Strauss schrieb



„Daß Sie gekommen sind, Fürstin", sagte Amanda, die Frau des Landarbeiters. „Meinem Mann geht es sehr schlecht. Sie sind ein rettender Engel! Aber wenn Elio wieder gesund ist . . ." Beatrice griff unter ihr Tuch und holte ein Bündel Geldscheine hervor.

ein erregendes Drama von Liebe und Haß, zügelloser Leidenschaft, Eifersucht und Tod

DIE Fürstin VON PALERMO

Die blutjunge Contessa Beatrice war bereits die dritte Frau, die Fürst Reinaldo de Luna auch offiziell zu seiner Gemahlin gemacht hatte. Seine wetterwendischen Launen und seine Hemmungslosigkeit brachten ihr wenig Glück. Auch die Kinder des Fürsten aus erster Ehe – die älter waren als sie selbst – machten ihr das Leben zur Hölle: Während Renata ihren einstigen Jugendfreund zu verführen suchte, attackierte ihr Stiefsohn Petra sie in der unverschämtesten Weise. Die Treue war dem Fürsten fremd. Immer wieder zog es ihn zu seiner langjährigen Geliebten Pepita. Die attraktive Modesalonbesitzerin versuchte die junge Fürstin auszuspielen. Als er sie wieder einmal in seinem rassigen Wagen zu einem neuen Stelldichein fahren will, passiert ein Unglück. Das Auto stößt mit einem Pferdefuhrwerk zusammen, und Pepita wird schwer verletzt. Der Fürst bettet sie unter einen Baum.

Reinaldo beugte sich über Pepitas schneeweißes Gesicht. „Pepita! Um Himmels willen! So sage doch etwas! Kannst du mich hören?!" Er schüttelte sie sanft. Er fürchtete, sie könnte in seinen Armen sterben.

Der Kutscher hatte seinen Wagen am Straßenrand stehenlassen. Eingeschüchtert trat er näher. In seiner Rechten schwang er eine Schnapsflasche. „Die Dame ist ohnmächtig, Signor", sagte er devot. „Vielleicht wollen Sie ihr ein Schlückchen von dem da einflößen? Es wirkt wahre Wunder!"

Reinaldo fuhr hoch. Mit einer wütenden Geste schlug er dem Mann die Flasche aus der Hand. Sie zerschellte auf dem Straßenpflaster. Ihr Inhalt benetzte die Beine des Kutschers.

„Was für Wunder der Schnaps wirkt, sieht man, wenn man dich betrachtet, Dummkopf! Warum bist du mitten auf der Straße gefahren? Du allein bist schuld an dem Unglück! Wenn du nicht sofort in deinen Wagen springst und den Arzt im nächsten Dorf benachrichtigst, drehe ich dir den Kragen um!"

Die Drohung wirkte. Der Kutscher kletterte auf seinen Bock und gab dem Pferd die Peitsche. Rumpelnd fuhr das wacklige Gefährt an.

Reinaldo blieb zurück. Allein mit Pepita, allein mit seinen Gewissensbissen. Er wußte sehr wohl, daß er zu schnell gefahren war und daß ihn ein Teil der Verantwortung an dem Unfall traf.

»Ich bringe allen Menschen Unglück«, dachte er grimmig, »auch wenn ich es gar nicht möchte.« Doch wie weit war er daran schuld? Trug er nicht vielmehr selbst schwer genug an der Last eines schicksalhaften Fluchs, der wie ein Schatten auf dem Leben seiner Vorfahren gelastet hatte und auch sein Dasein verdunkelte?

Leonardo, der Bucklige, der seine Frau ermordet hatte, Reinaldos Vater, dessen Grausamkeiten selbst er, der einzige Sohn, zu spüren bekommen hatte, die Urgroßmutter, die als Giftmischerin nur durch eine Flucht ins Ausland dem Henker entronnen war ... Es war eine endlose Reihe düsterer Schicksale, die sich wie ein dunkler Faden durch die Jahrhunderte zurückverfolgen ließ und sich irgendwo im Dunstkreis um den großen Friedrich, der einer von Reinaldos Vorfahren war, verlor.

Der Himmel über dem Meer erlosch. Mit einer Schnelligkeit, wie sie nur im Süden möglich ist, senkte sich Dunkelheit über die Landschaft. Leiser Wind kam auf und klimperte mit übermütigen Fingern in den Bäumen. Reinaldo blickte die Straße entlang. Keine Menschenseele war zu sehen.

Und sonst war hier ein Verkehr, der Reinaldo schon oft ungeduldige Flüche abgerungen hatte.

Reinaldo, der immer noch neben Pepita gehockt hatte, richtete sich auf. Er holte ein zerdrücktes Päckchen Zigaretten aus seiner Hosentasche. Während er sich die Beine vertrat, versuchte er, die düsteren Gedanken von vorhin zu vergessen. Es war doch alles Unsinn! Altweiberaberglaube, eines Mannes unwürdig! Die Lunas waren schon immer rechte Kerls gewesen! Und wenn schon einer mal Dinge getan hatte, die aus dem Rahmen der gängigen Moralgesetze fielen, so eben deshalb, weil er Mumm in den Knochen hatte und heißes Blut in den Adern anstatt Limonade!

Reinaldo schnellte herum, als er das Geräusch eines nahenden Autos hörte und ihn gleich darauf der Lichtkegel eines Scheinwerfers erfaßte. Er trat in die Mitte der Straße, hob die Hand. Der Wagen hielt.

Ein Mann saß am Steuer, offenbar ein Handlungsreisender, wie die Musterkoffer auf seinem Nebensitz verrieten. „Hatten Sie einen Unfall?" fragte er mit einem Blick auf Reinaldos umgestürztes Auto. „Ist jemand verletzt?"

„Meine Begleiterin. Sie ist ohnmächtig. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns nach Palermo mitnehmen und die Verletzte in einem Krankenhaus abliefern würden."

„Natürlich, selbstverständlich!" Das Gesicht des Mannes nahm einen Ausdruck dümmlichen Schreckens an. Ächzend kletterte er aus dem Wagen. Er half Reinaldo, die ohnmächtige Pepita auf den Rücksitz seines Wagens zu legen.

Immer noch regte Pepita sich nicht. Nur ein ganz schwacher Hauch von ihren Lippen zeigte, daß sie noch lebte. Reinaldo, eingeklemmt zwischen dem dicken Handlungsreisenden und seinem umfangreichen Gepäck, konnte seine Ungeduld nicht zügeln.

„Fahren Sie schneller, um Gottes willen! Sie sehen doch, daß uns die Frau stirbt!"

Pepita starb nicht. Wieder einmal triumphierte ihre unverwüstliche Natur über die Katastrophe. Doch sie erfuhr noch am gleichen Abend, als sie aus der Narkose erwachte, daß das Kind, das sie unterm Herzen getragen hatte, tot war.

*

Wenige Tage später übersiedelte die fürstliche Familie mit ihrer persönlichen Dienerschaft nach Paterno am Fuße des Ätna, um dort wie jedes Jahr den Herbst zu verbringen. Das Landhaus, das Fürst Reinaldo in dem kleinen Dorf Paese vecchio nahe der Stadt besaß, war zwar altmodisch und ungemütlich, hatte aber nichts von der Unheimlichkeit des Palazzo dei Monstri. Es lag inmitten eines großen Gartens, eingebettet in die Orangenhaine des Fürsten, die bis zum Fuße des Vulkans reichten.

Mandeln, Oliven und Feigenbäume spendeten Schatten vor der glühenden Herbstsonne, Eukalyptusalleen luden zu Spaziergängen an heißen Nachmittagen. In sanften Schwüngen hoben sich die mit Wein bewachsenen Hänge zum Ätna hin, zur Montagna, dem Riesenberg, Urvater und Beherrscher dieser Landschaft.

Während Reinaldo sich um seine Orangen kümmerte, die in diesem Jahr besonders gut zu werden versprachen, während er mit seinen Verwaltern die Bewässerungsanlagen inspizierte, Kunden empfing und die für die kommende Ernte nötigen Hilfskräfte einstellte, hatte Beatrice genügend Zeit für sich selbst. Sie nützte sie dazu, mit Hilfe Marias ein wenig Gemütlichkeit in die alten, hohen Räume der Villa zu zaubern und Küche und Garten in Ordnung zu bringen, die seit dem Tode von Reinaldos zweiter Frau recht vernachlässigt worden waren.

Altmodische und verschlissene Möbel ließ Beatrice in den Keller schaffen, der verbliebene Rest wurde zweckmäßig und wirkungsvoll umgruppiert. Vorhänge wurden genäht, Kissen und Tischtücher angefertigt. Beatrice war unermüdlich im Erfinden hübscher Details, froh, einen neuen Wirkungskreis gefunden zu haben, der sie beschäftigte und ausfüllte.

Reinaldo, dem die Veränderungen in seinem Hause nicht entgingen, hatte für alle diese Bemühungen ein nachsichtiges Lächeln. »Weiberlaunen«, dachte er bei sich. Schließlich aber mußte er doch, halb widerwillig, zugeben, daß Beatrices Phantasie und ihre geschickten Hände ein wahres Wunder in der alten Villa vollbracht hatten.

„Ich wußte gar nicht, daß du eine so tüchtige Hausfrau bist", lobte er sie einmal, als sie sich am Abendbrottisch des neu ausgestatteten Speisezimmers gegenübersaßen. „Wo hast du das bloß alles gelernt?"

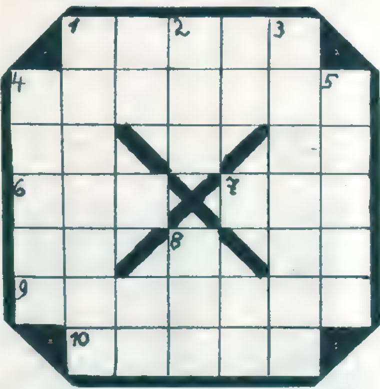
Beatrice lächelte, erfreut über das Lob. „So etwas muß man nicht lernen. Ich wollte mich nur irgendwie beschäftigen ..."

„Du langweilst dich doch nicht in Paterno? Du solltest öfters einmal in die Stadt hineinfahren. Sie bietet zwar nichts Besonderes, ist aber immerhin recht hübsch. Warst du übrigens schon in Centuripe? Es ist ein

Bitte umblättern

Kopfnüsse

KREUZWORTRÄTSEL



Waagrecht: 1. Wörterbuchautor, 4. Völkerfamilie, 6. Fluß in Ägypten, 7. ungebraucht, 9. Fleischspeise, 10. tropische Blume. — **Senkrecht:** 1. Wohnsitz, 2. Artikel, 3. Göttin der Gerechtigkeit, 4. Haut des Baumes, 5. ehemalige deutsche Funkstation, 8. Klostervorsteher.

SILBENRÄTSEL

ak — at — ber — di — dok — e — em — en — eu — fug — garn — gau — ge — ge — ge — gnei — grant — la — las — li — li — lin — mi — mi — mis — na — nau — nei — nim — nuch — pi — re — re — rod — sal — schaft — se — se — stel — such — ta — tau — te — tor — tor — un — un — wirt. Die **ersten** und **letzten** Buchstaben folgender 21 Wörter, von oben nach unten gelesen, ergeben ein altes Sprichwort (ch = 1 Buchstabe): 1. Bittschrift, 2. Zeitstil, 3. baltischer Staat, 4. akademischer Titel, 5. Orgie, 6. Haremswächter, 7. Gasthaus, 8. Kartenwerk, 9. Wechselgebet, 10. Kuchen, 11. Streich, 12. Sinnesorgan, 13. Stachelpflanze, 14. preußischer Heerführer, 15. europäischer Staat, 16. leidenschaftlicher Jäger, 17. chemischer Grundstoff, 18. Festungsstadt an der Elbe, 19. deutsche Großstadt, 20. unentschieden, 21. Auswanderer.

BESUCHSKARTE

CARL PIUS HEES

Herr Hees ist Künstler.

EINER WENIGER

Die Wörter Drang — Forum — Flamme — Ahorn — Tusch — Drachen — Leine — Tropf — Heger — Brett — Taube — Flotte — Vase — Oger — Band — Remis — Moloch — Neid — Rita — Reede — Schach — Hahn — Greis — Wiege — Erbse — Tanker — Oboe sind durch Streichen je eines Buchstabens in Wörter anderer Bedeutung zu verwandeln. Die gestrichenen Buchstaben ergeben in der vorliegenden Reihenfolge einen französischen Schriftsteller und einen seiner Romane.

DENKT DARAN!

A . . ., Affen . . . . ., ... los, ver . . . . ., . . . sel, Laub . . . . ., gar . . . . ., . . der, Or . . ., ... blau, ver . . . . . . — Die nachfolgenden Wörter sind so in die vorstehenden Bruchstücke einzufügen, daß sinnvolle Wörter entstehen. Die eingesetzten Silben ergeben hintereinander gelesen ein altes Sprichwort.
bäume — den — der — die — gott — himmel — in — läßt — liebe — nicht — wachsen.

NEUE KÖPFE

Bei den Wörtern Rolle — Ast — Bein — Tore — Emmer — Lager — Falle — Isel — Heuer — Kare — Heger — Fabel — Ilse — Lot — Elm — Leine — Bau — Buben — Ohr — Dorf — Mette — Urne — Lamm — Daus — Ata — Form — Lachs — Otter — Hut — Bon — Lage — Raufe — Mund — Angel — Tau — Baal — Karl — Fuder ist jeweils ein anderer Anfangsbuchstabe zu setzen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die neuen Buchstaben, in der Reihenfolge gelesen, ergeben ein Sprichwort.

7 MAL „IN"

1 I	N						
2	I	N					
3		I	N				
4			I	N			
5				I	N		
6					I	N	
7						I	N

1. amerikanischer Urbewohner, 2. europäischer Staat, 3. britische Insel in Westindien, 4. Staat der USA, 5. langbeiniger Stelzvogel, 6. Pistole, 7. Pelzart.

Auflösungen aus Nummer 28:

KREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 2. Aloe. 5. Harz, 8. Soll, 9. Ruin, 11. Gong, 13. Kelte, 15. Nievo, 17. Reeling, 21. Mulatte, 24. Basis, 26. Gauss, 28 Anis, 29. Udet, 30. Laus, 31. ge, 32. Mars, 33. Bonn. Senkrecht: 1. Park, 3. Lunte, 4. Ob, 5. Honig, 6. Alge, 7. Kuer, 8. Sonntag, 10. Ilex, 12. Torf, 14. Eleusis, 16. VO., 18. Elba, 19. stud., 20. da, 21. Minus, 22. tauen, 23. Esel, 25. Saar, 27. Steg, 30. la, 31. Go. — SONDERBAR: Gras-h-alm. — 7 MAL AS: 1. Assessor, 2. Bastille, 3. blasiert, 4. Mokassin, 5. Kaukasus, 6. Kontrast, 7. Honduras. — SILBENRÄTSEL: 1. Bruder, 2. Echo, 3. Sarkasmus, 4. Statist, 5. Exaudi, 6. Rebus, 7. Artist, 8. Laterne, 9. Saloniki, 10. Freiburg, 11. Renette, 12. Enzian, 13. Makrele, 14. Dezember, 15. Edam, 16. Radau, 17. Testament = Besser als fremder Trost ist eigener Mut. — EIN ZITAT: Bedauerlicher als die Jugendtorheiten, die man gemacht hat, sind die, die man nicht gemacht hat. — PUNKTE UND KREISE: 1. vertikal, 2. Sporaden, 3. Distrikt, 4. Wikinger, 5. Indizien, 6. Humboldt, 7. Revanche, 8. Drilling, 9. Eruption = Verloren ist, wer den Humor verliert. — RIESENKREUZWORTRÄTSEL: Waagrecht: 1. Bernstein, 7. Alpenrose, 13. Regatta, 18. Arno, 19. Eile, 20. Liane. 21. Mulde, 22. Teiste, 25. Pinsel, 26. Ilona, 28. Talg, 30. penetrant, 38. Roman, 40. Faden, 42. Nonne, 44. Eber, 45. Illustrierte, 48. Akelei, 49. Dekan, 50. neutral, 53. Odeon, 54. Tran, 55. Rigel, 56. Thor, 57. Embargo, 58. Senator, 60. Aga, 61. Ganges, 64. Lot, 65. Taine, 67. Ate, 69. reiten, 71. Ali, 72. Anilin, 75. unnötig, 77. Imme, 79. Plebejer, 81. Bai, 83. Nero, 84. Nehrung, 85. San, 86. Raab, 87. Meute, 89. Sem, 91. Knappe, 93. Lenkrad, 96. Uria, 97. Gabel, 100. Demontage, 102. Internat, 103. Inn, 104. Seladon, 107. Fink, 109. Ase, 110. Ulme, 111. Autor, 114. Tasse, 117. Bates, 118. Numeri, 120. Rad, 121. Sarasate, 122. Stuck, 123. Gast, 125. Lauch, 127. Ehe, 128. Ekel, 132. Abraham, 137. Steiermark, 143. See, 145. Genitiv, 149. Loggia, 152. Rarität, 154. Acheron, 156. Isar, 157. Samariter, 159. Rhein, 161. Tabak, 162. one, 164. Elm, 165. Etrurien, 167. Ottawa, 170. solid, 171. Chef, 173. nein, 174 Episode, 175. Falle, 176. Tulpe, 177. Epoche, 178. Entente, 179. Renate, 180. Ader, 181. Teer, 182. Saturn. — Senkrecht: 1. Bar, 2. Ernst, 3. Not, 4. Torero, 5. Eri, 6. Nero, 7. Alpaka, 8. Leinen, 9. Elster, 10. nie, 11. Ralf, 12. Seidel, 13. Run, 14. Elan, 15. Ätna, 16. Talent, 17. arg, 21. Monat, 23. Idee, 24. Are, 27. Lek, 29. Anna, 30. Pennsylvanien, 31. Ebene, 32. neu, 33. Ertrag, 34. Ria, 35. Allergie, 36. Turbine, 37. Drogist, 39. Mar, 41. Ade, 43. Ohr, 46. Slang, 47. Idon, 52. Rotation, 59. Natrium, 62. Annaten, 63. Earl, 66. Atropin, 68. Einbrenne, 70. Tiger, 73. Nibelungen, 74. Ile, 76. Nebraska, 78. Mörser, 80. Joseph, 82. Auber, 88. Aluminium, 90. Magen, 92. Prognose, 94. Niete. 95. Damaskus, 98. Bote, 99. Sennerei, 100. drei, 101. Aida, 105. Leo, 106. Alabama, 107. Fett, 108. Nassau, 112. Tenakel, 113. Remagen, 115. Ästhet, 116. Meta, 119. Rest, 120. Religion, 124. Tanger, 126. Unna, 129. Kismet, 130. Eva, 131. Glied, 133. Bari, 134. Arena, 135. Hai, 136. Arnold, 137. Salat, 138. Ettal, 139. Eibsee, 140. Makler, 141. Rhodos, 142. Ken, 144. Ende, 146. Essen, 147. Irene, 148. Karst, 150. Otter, 151. grün, 153. Tat, 155. Recht, 158. Main, 160. Hefe, 163. Ofen, 166. Raa, 168. Tee, 169. Wut, 172. Heu.

Fortsetzung von Seite 23

altes, von den Griechen gegründetes Dorf. Du interessierst dich doch für geschichtlichen Kram."

Reinaldo gab sich in diesen Tagen zugänglich und aufgeschlossen. Das Landleben tat ihm gut, seine Arbeit verschaffte ihm eine Befriedigung, die er sonst nicht kannte. Da er sich von früh bis abends in der Sonne aufhielt, war er braungebrannt wie sein letzter Landarbeiter.

„Du solltest morgens mit mir aufstehen und ausreiten", fuhr er gutgelaunt fort. „Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie reizvoll sich diese Ätnalandschaft in der ersten Frühe zeigt. Da sind die Farben noch ganz frisch, Tau glitzert in den Wiesen. Und was das Schönste ist: Man kann kilometerweit reiten, ohne jemand zu begegnen!"

Beatrice gab dem wartenden Diener das Zeichen, den Tisch abzuräumen. „Ich hoffe, dich nächstes Jahr bei deinen Ausritten begleiten zu können, Reinaldo", erwiderte sie sanft, als sie miteinander allein waren.

Reinaldo schlug sich gegen die Stirn. „Ach ja, ich habe ganz vergessen, wie kompliziert ihr Frauenzimmer seid! Immer ist etwas anderes mit euch los! Wie geht es dir denn überhaupt?"

Beatrice errötete flüchtig. „Wunderbar, Reinaldo . . ." Sie sprachen selten über Beatrices Schwangerschaft, die Beatrice als willkommener Vorwand diente, die einmal gezogene Distanz zwischen ihr und Reinaldo aufrechtzuerhalten.

Im Landhaus von Paterno hatte es, im Gegensatz zur Villa dei Monstri, nur ein einziges großes Schlafzimmer für das Fürstenpaar gegeben. Beatrice aber hatte sich gleich am ersten Tag unter dem Vorwand zunehmender Schlaflosigkeit in einem Salon einquartiert, der früher als Gesellschaftszimmer diente. Reinaldo hatte die Regelung schweigend hingenommen.

„Das ist erfreulich zu hören." Reinaldo schob seinen Stuhl vom Tisch fort und erhob sich. „Du erlaubst, daß ich mich zurückziehe. Ich habe noch eine Besprechung mit meinem Sekretär."

Er küßte Beatrice flüchtig auf die Stirn und ging. Sie aber verbrachte auch diesen Abend allein auf der Terrasse des Hauses, deren schmiedeeisernes Geländer von Clematis überwuchert war.

Vor Beatrices Augen dehnte sich die Stadt, eingebettet inmitten der grünen Hügel. Mit ihren Türmen und Kuppeln, die Schaumkronen ähnelten, glich sie einem versteinerten Meer. Das Abendrot am Horizont vermischte sich mit der sanften Glut, die in einem Nebenkrater des Ätna schwelte. Ein weißer Rauchpilz stand über dem Berg.

Beatrices Herz weitete sich. Zum erstenmal in ihrer Ehe hatte sie Ruhe und Glück gefunden. Sie genoß den Augenblick, sie fürchtete sich nicht mehr vor der Zukunft. Wie jede andere Mutter konnte sie sich auf ihr Kind freuen.

*

Paese vecchio war eines jener ärmlichen, gesichtslosen Dörfer Siziliens, die sich in nichts voneinander unterscheiden: Zwei Zeilen schäbiger, halbverfallener Häuser standen sich eng gegenüber; eine ausgetretene Steintreppe führte zur Kirche, deren schiefer Glockenturm sich von Jahr zu Jahr tiefer neigte, als bücke er sich unter der Last der Zeit. Auf dem verwahrlosten Dorfplatz, der nicht einmal einen Brunnen besaß — die Frauen mußten das Wasser von einer Quelle außerhalb der Ansiedlung holen —, weideten Esel und wälzten sich die Schweine. Es gab kein Espresso, keine Gastwirtschaft, keinen Friseur. Die meisten der weiblichen Dorfbewohner hatten noch niemals ein Kino von innen gesehen. Stumpf und monoton lief das Leben der Frauen ab. Sie brachten ihre Behausungen so gut es ging in Ordnung, wuschen täglich das einzige Hemd des Mannes, das er nach Feierabend anziehen wollte, und saßen auf den Stufen vor ihren Haustüren und klatschten miteinander. Über Geburten, Tod und die Flatterhaftigkeit der Männer. Es war die einzige Abwechslung, die sie besaßen.

Anfangs, wenn Beatrice mit ihrem Wagen durch die Dorfstraße fuhr, verstummten die Frauen und blickten ihr mißtrauisch nach. „Wieder eine Neue", flüsterten sie, halb mitleidig, halb neidisch. Nach und nach fingen sie an, die Fürstin zu grüßen.

„Sie hat ein Engelsgesicht", entschied die Dorfälteste, ein verhutzeltes Weiblein, das wegen seiner medizinischen Künste allgemein geschätzt und anerkannt wurde. „Glaubt mir, ich täusche mich nicht. Die ist ein guter Mensch . . ."

Beatrice, ganz eingesponnen in ihre eigene Welt und ahnungslos über das Aufsehen, das ihre Person in dem kleinen Ort erregte, war höchst erstaunt, als Maria ihr eines Morgens den Besuch einer Dorfbewohnerin meldete.

Beatrice saß noch in ihrem Morgenmantel vor dem Spiegel in ihrem Zimmer. Eine Kammerzofe war eben damit beschäftigt, ihr das lange blonde Haar zu bürsten und zu einem Knoten hochzustecken.

„Eine Bauersfrau, sagst du?" Beatrice wandte sich nach Maria um. „Das muß ein Irrtum sein. Ich kenne niemand. Wahrscheinlich will sie zum Fürsten."

„Nein", beharrte Maria, „sie möchte mit Ihnen sprechen, Donna Beatrice. Sie hat es extra betont."

Beatrice gab der Kammerzofe einen Wink, das Zimmer zu verlassen. „Also gut, Maria. Schicke sie herein."

Die Frau, die gleich darauf schüchtern an die Tür klopfte und verängstigt auf der Schwelle verharrte, nachdem sie von Marias energischer Hand in den Raum geschoben worden war, hatte in ihrem Aussehen und in ihren Bewegungen etwas von einem aufgescheuchten schwarzen Huhn. Winzige runde Augen hefteten sich mit einem erschrockenen Ausdruck auf Beatrice, der kleine, beinahe kahle Kopf schwankte auf einem dünnen Hals. Als sie sich vor Beatrice verneigte, flatterten die Enden ihres härenen Umschlagtuchs.

„Sie verzeihen, gnädigste Fürstin, daß ich Sie störe", flüsterte sie. Ihre Stimme klang tonlos, wie verrostet. „Aber ich wußte nicht mehr ein noch aus. Und da dachte ich mir, da hoffte ich . . ." Sie verhaspelte sich hoffnungslos und schwieg. Beatrices Schönheit, der ungewohnte Prunk des Raumes, der dicke Teppich, in welchem ihre Füße versanken, schüchterten sie ein.

Beatrice erhob sich und ging ihr freundlich entgegen. „Kann ich irgendwie helfen?"

Die Frau schlug die Augen nieder. Ihre Finger verkrampften sich. „Ach, wenn Sie mir helfen könnten, Fürstin!"

„Wie heißen Sie denn?"

„Ich bin Amanda, die Frau von Elio. Mein Mann ist als Landarbeiter beim Fürsten beschäftigt. Schon seit vielen Jahren. Der Fürst war auch immer zufrieden mit ihm, ich darf es sagen. Aber seit mein Mann im letzten Jahr die Malaria hatte, will es nicht mehr so recht mit ihm gehen."

Die Frau stockte. Mit einem Zipfel ihres Tuchs wischte sie sich die Augen. „Jetzt liegt er wieder, schon seit einem Monat. Und niemand weiß so recht, was ihm eigentlich fehlt."

„Haben Sie nicht den Arzt geholt?"

„Wir können uns keinen Arzt leisten, Fürstin. Ich weiß schon nicht mehr, wie ich all die hungrigen Mäuler stopfen soll!"

„Sie haben Kinder?" fragte Beatrice mitleidig.

„Neun, gnädige Fürstin. Drei sind uns an der Malaria gestorben. Früher bin ich waschen gegangen. Ich hatte einen guten Arbeitsplatz in Paterno. Aber seit ich auch noch meinen Mann pflegen muß, bleibt mir dafür keine Zeit. Der Weg nach Paterno und zurück kostet mich allein zwei Stunden zu Fuß."

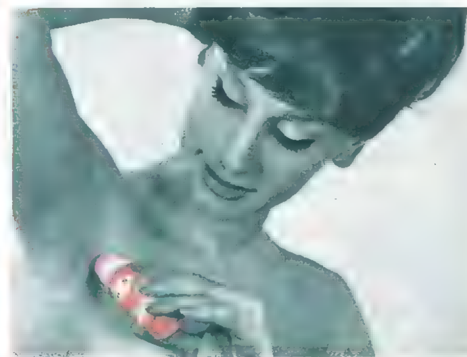
Fortsetzung auf Seite 26

Zu jeder Stunde so bezaubernd frisch

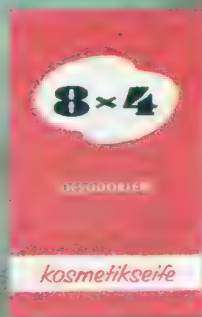
8×4

desodoriert

Sie lieben den Duft der Frische,
der über das Wasser weht . . .
den man auf der Haut spürt.
So frisch den ganzen Tag –
wer möchte es nicht sein.
Aber denken Sie daran:
unser Körper verdunstet jeden Tag –
schon bei normaler Bewegung –
etwa einen Liter Flüssigkeit.
Dabei kommt es leicht zur
Bildung von Körpergeruch.
Desodorieren ist eine Notwendigkeit,
denn es bedeutet:
frei von Körpergeruch – frisch
und damit sicher und sympathisch.
Und mit 8 x 4 desodorieren heißt:
sich individuell zu desodorieren,
mit Spray oder Seife,
Puder oder Roller. – Sie selbst
bestimmen die Anwendungsart.
Das macht 8 x 4 so beliebt.
Wenn Sie einen Deo-Stift bevorzugen,
dann wird Ihnen der neue 8 x 4-Stift
in der praktischen Drehhülse gefallen.
Seine Vorzüge: bezaubernd frischer Duft
und langanhaltende Desodoranswirkung.
Er ist alkoholfrei und sehr hautfreundlich.
Er fettet nicht und ist deshalb angenehm
und sparsam im Gebrauch.



Der 8 x 4-Stift ist auch ein praktischer
'Begleiter' für unterwegs,
der Ihnen überall Sicherheit gibt,
zu jeder Stunde sympathisch
und liebenswert zu sein.









8 x 4 Deo-Kosmetik in Deutschland, Österreich, Schweiz, Holland, Belgien.

A 3106

DIE Fürstin VON PALERMO

Fortsetzung von Seite 24

„Weiß mein Mann von Ihrer Not?" fragte Beatrice bestürzt.

Die Frau errötete. „Nein, Donna Beatrice, mit so etwas kann er sich natürlich nicht aufhalten."

„Aber Sie müssen doch von etwas leben!" drängte Beatrice.

„Wir beziehen eine staatliche Unterstützung. Aber die reicht gerade aus, die Familie eine Woche lang zu ernähren. Deshalb wollte ich Sie bitten, Fürstin, ob Sie nicht irgendeine Arbeit für mich haben. Ich bin eine gute Gärtnerin, ich verstehe auch etwas von Küche und Haushalt. Ich könnte jeden Tag ein paar Stunden zu Ihnen kommen."

Ihre Augen hefteten sich flehend auf Beatrice, ihr schmallippiger Mund zitterte.

„Nein, gute Frau, Sie gehören zu Ihrer Familie", widersprach Beatrice, „neun Kinder und ein kranker Mann! Wie wollen Sie da noch für mich arbeiten?"

„Ich bin kräftig", beharrte die Frau, „auch wenn ich vielleicht im Augenblick nicht so aussehe. Bitte!" Sie war nahe daran, in Tränen auszubrechen. Ihr kleines, häßliches Gesicht verzog sich zu einer Grimasse. Plötzlich wurde sie leichenblaß, ihre Hände fuhren haltsuchend hoch.

Beatrice schob ihr einen Stuhl hin. Die Frau sank darauf zusammen, ein Häufchen Elend. „Es ist nur ein vorübergehender Schwächeanfall", flüsterte sie. Schweiß glitzerte auf ihrer Stirn, ihre eckigen Schultern unter dem dünnen Tuch zuckten.

»Ein Schwächeanfall aus Hunger!« dachte Beatrice entsetzt. »Wer weiß, wie lange sie nichts mehr gegessen hat.« Laut sagte sie: „Ich werde noch heute mit meinem Mann sprechen, Signora Amanda."

Sie klingelte nach Maria. „Gehe mit Signora Amanda in die Küche", befahl sie der alten Magd, „und packe ihr für ihre Kinder alle Speisereste ein, die du findest." Erschrocken wehrte sie die Arbeiterfrau ab, die ihr die Hände küssen wollte. „Sie brauchen sich nicht bei mir zu bedanken, Amanda. Ich selbst kann nicht sehr viel für Sie tun. Aber ich bin sicher, daß der Fürst Ihnen helfen wird."

*

Beatrice wählte für die Unterredung mit dem Fürsten einen denkbar schlechten Augenblick. Reinaldo hatte sich am Nachmittag über einen seiner Verwalter erregt, der angeblich die letzte Abrechnung gefälscht und in seine eigene Tasche gewirtschaftet hatte. Der Fürst konnte dem Mann seine Untreue nicht beweisen, und gerade das trieb ihn zur Raserei.

„Dieses Bauerngesindel", grollte er, während er in seinen schweren Arbeitsstiefeln ins Haus polterte, „diese Lumpenbande! Man sollte jeden einzelnen von ihnen zum Teufel jagen! Aber Arbeitskräfte sind rar, gerade zur Erntezeit! Das wissen diese Halunken und nützen es weidlich aus!"

Er ging in sein Zimmer, um sich zu waschen und für den Abend umzuziehen. Beatrice folgte ihm die Treppe hinauf. „Du darfst nicht ungerecht sein", sagte sie besänftigend, „man darf die Leute nicht in einen Topf werfen. Es wird immer anständige und schlechte Menschen geben."

Reinaldo musterte seine Frau flüchtig. „Warum verteidigst du sie so?"

Beatrice sah sich von ihm durchschaut. „Ach, Reinaldo! Gerade heute war eine Arbeiterfrau bei mir. Die Ärmste hat mir so leid getan!"

Reinaldo blieb vor seiner Zimmertür stehen. Seine Augen wurden schwarz vor Zorn: „Wer hat gewagt, dich zu belästigen? Du hast sie doch hoffentlich nicht empfangen!"

„Ich habe sie empfangen, Reinaldo. Die Frau heißt Amanda. Sie ist mit einem gewissen Elio verheiratet. Erinnerst du dich an ihn?"

„Es ist nicht meine Angelegenheit, die Leute auseinanderzuhalten! Sie haben zu arbeiten und zu kuschen. Dafür kriegen sie ihr Geld. Ich kann mich nicht mit jedem einzelnen von ihnen befassen!"

Reinaldo drückte die Klinke nieder und betrat sein Zimmer. Das Fenster zum Garten stand offen. Es duftete nach Abendfrische. Durch die Zweige der Eukalyptusbäume brach das Rotgold der untergehenden Sonne. Reinaldo blickte sich nach Beatrice um, die verschreckt hinter ihm stand.

„Ist noch etwas?" Er zog sich das Hemd über den Kopf und trat an den altmodischen Waschtisch. Mit einem kleinen Seufzer des Wohlbehagens ließ er kaltes Wasser über seine Hände laufen.

„Elio ist sehr krank", erwiderte Beatrice langsam. „Er hat Malaria und kann nichts verdienen. Seine Frau, die neun unmündige Kinder hat, klappt vor Hunger zusammen. Ich habe ihr versprochen, daß du ihr helfen wirst."

Reinaldo steckte das Gesicht in die Waschschüssel. Prustend tauchte er hoch. „Gib mir ein Handtuch, Beatrice!" Und als sie stumm gehorchte und er sich umständlich abzutrocknen begann: „Du bist sehr großzügig mit deinen Versprechungen, meine Liebe! Du vergißt wohl, daß es nicht dein Geld ist, mit dem du so freigebig disponierst!"

Die Worte waren ihm im Ärger entschlüpft. Dennoch fühlte Beatrice sich tief verletzt. Sie war sehr stolz, und die Armut ihrer Familie hatte stets wie eine heimliche Wunde an ihr gefressen. Nun, da auch Reinaldo sie daran erinnerte, da er ihr erneut ins Gedächtnis rief, aus welch elendem Milieu er sie in die Höhen seines Reichtums gehoben hatte, stieg Bitterkeit schmerzend in ihr hoch.

„Ich habe es nicht vergessen", erwiderte sie mühsam, „ich glaubte in deinem Sinne zu handeln."

In den letzten Wochen hatte Beatrice das Andenken an ihre Kindheit in die Tiefen ihrer Seele verbannt: das Bild des verfallenen Hofs, das Gesicht des Vaters, den Geschmack der sonntäglichen Cassata, den sie noch auf ihrer Zunge zu spüren glaubte, das Geläute der Glocken vom Turm der Kirche von San Lorenzo an einem lauen Sommerabend. Halb unbewußt hatte sie versucht, die Erinnerung an jene Zeit abzustreifen — an eine Zeit, da sie arm, aber unbeschwert glücklich gewesen war.

Nun erkannte sie, daß dies nicht möglich war. Daß sie trotz äußeren Ansehens und einer Fürstenkrone im Innersten ihres Herzens stets ein Kind dieses armseligen Dorfes bleiben würde. Deshalb verstand sie die Sorgen und Nöte der kleinen Leute. Sie gehörte zu ihnen, war selbst eine der ihren.

Reinaldo war mit dem Abtrocknen seines Gesichts fertig. Jetzt öffnete er eine große Eau-de-Cologne-Flasche und benetzte sich mit deren Inhalt Haar und Hals. „Solltest du mich wirklich so schlecht kennen?" grollte er.

„Ich habe dich immer für großzügig gehalten!"

„Ich bin großzügig, ja! Aber nicht dumm! Diese Leute wollen einen aber für dumm verkaufen! Sie stinken vor Faulheit, strecken bei jeder Kleinigkeit alle zehne von sich und erwarten, daß man sie und ihre Brut durchfüttert!" Reinaldo lachte spöttisch. „Kein Mensch sagt Ihnen, so viele Kinder in die Welt zu setzen!"

„Aber die Kinder sind nun einmal da. Und Elio ist wirklich krank! Du, als sein Arbeitgeber . . ."

„Ich bezahle meine Leute nach Tarif. Wenn sie krank werden, ist das nicht meine Schuld. Ich bin kein Wohlfahrtsverein!"

Reinaldo ging zum Kleiderschrank. Er schlüpfte in eines seiner teuren Hemden. Dezent blinkten die schweren Steine der goldenen Manschettenknöpfe, die er mit leicht nervösen Fingern befestigte.

„Ich möchte die Unterhaltung beenden, Beatrice", sagte er mißlaunig, „und dich bitten, dich in Zukunft nicht mit Dingen zu befassen, die du nicht verstehst. Du wirst diese Leute nicht ändern, genausowenig, wie es mir gelungen ist, ihnen ihre Faulheit auszutreiben. Am besten, man läßt sie in Ruhe und kümmert sich gar nicht um sie."

Beatrice musterte ihren Mann kopfschüttelnd. Noch selten war er ihr so fremd gewesen wie in diesem Augenblick. „Daß du dich nicht schämst", sagte sie aus tiefstem Herzen.

Reinaldo zog die Brauen hoch. „Ich mich schämen? Weshalb?"

„Es gibt so viel Elend auf der Welt, Reinaldo! Das Volk von Sizilien stöhnt unter seiner Armut, während ein paar Reiche nicht wissen, wie sie das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen sollen! Ich, wenn ich reich wäre . . ."

„Nun? Was tätest du denn?" Er sah sie belustigt an.

„Ich würde alles wegschenken und nur den geringsten Teil für mich behalten! Reichtum bedeutet nicht nur Wohlergehen und Annehmlichkeiten! Er bedeutet auch Verpflichtung!"

Reinaldos Stirn lief purpurrot an, er beherrschte sich aber. „Solche Flausen hat man euch wohl in der Klosterschule in den Kopf gesetzt? Die Kirche hat es gerade nötig! Soll lieber selbst mit gutem Beispiel vorangehen!"

Er senkte die Stimme. „Nein, meine Liebe, dein sozialer Tick ist keinen Pfifferling wert! Ideen wie die deinen bringen niemand auch nur einen Schritt vorwärts. Es hat immer Reiche und Arme gegeben. Menschen, die es verstehen, ihr Geld zu halten und zu vermehren, und andere, die nur dafür gut sind, es zu verprassen. Denke doch an deinen Vater! Er ist das typische Beispiel des Sizilianers, der es niemals zu etwas bringen wird!"

Beatrice schwieg auch zu dieser Taktlosigkeit. Wie sollte sie auch widersprechen. Im Grunde hatte Reinaldo natürlich recht. Graf Guido di Vinea war sein Leben lang ein Leichtfuß gewesen.

„Aber du kannst meinen Vater doch nicht mit Elio vergleichen! Es ist ein Unterschied, ob man durch Nachlässigkeit oder durch Krankheit in Not gerät! Du mußt Elios Familie helfen!"

„Ich denke nicht daran! Und ich verbiete dir, dich noch einmal mit diesem Pack einzulassen! Wenn jemand etwas will, soll er sich gefälligst an mich wenden!" Reinaldo lachte zynisch. „Ich habe für diese Art von Kranken schon die richtige Medizin!"

*

Es war spät am gleichen Abend, als sich Beatrice in Begleitung Marias aus dem Haus schlich. Reinaldo war verärgert nach Paterno gefahren, angeblich um eine politische Versammlung zu besuchen. Es war nicht zu erwarten, daß er vor Mitternacht nach Hause kam.

Die Nächte waren um diese Jahreszeit schon kühl. Unbeweglich lag die Landschaft im bleichen Licht des Mondes — dunkle Bergkuppen, gekrönt von den hellen Mauern einer Burg, dazwischen hineingeschmiegt die Täler mit ihren ausgetrockneten Flußläufen, ihren Dörfern und Obstplantagen.

Irgendwo in der Ferne heulte ein Hund, ein Vogel schrie.

Beatrice hüllte sich fester in den bäuerlichen Umhang, den sie sich von Maria ausgeliehen hatte. Sie fröstelte. „Weißt du auch gewiß Elios Wohnung, Maria?" Sie wagte nur zu flüstern. „Es wäre schlimm, wenn wir uns erst durchfragen müßten!"

Maria beruhigte ihre Herrin. „Ich habe mich genau erkundigt, Fürstin. Wir werden sie nicht verfehlen."

Sie kamen an die ersten Häuser des Dorfes, das wie ausgestorben dalag. Kein Laut regte sich, kein Lichtschein drang auf die Straße heraus. Maria hatte Beatrice bei der Hand genommen und zog sie hinter sich her.

„Wir sind gleich da, Fürstin. Sie brauchen keine Angst zu haben. Ich habe Amanda Botschaft zukommen lassen. Sie erwartet uns."

Maria blieb vor einer verfallenen Hütte stehen und klopfte an die Tür, die sich sogleich öffnete. Herzklopfend folgte Beatrice der Magd ins Innere des Hauses, das aus einem einzigen Raum bestand.

Ein atembeklemmender Geruch nach Schmutz, billigem Öl, Schweiß und faulem Gemüse schlug Beatrice entgegen — der Geruch der Armut. Im Schein einer heruntergebrannten Ölfunzel erkannte Beatrice die Umrisse eines Bettes. Dahinter auf dem Boden saßen, lagen und krabbelten Kinder in zerrissenen Kleidern. Sie gaben keinen Laut von sich, starrten den Eintretenden nur aus großen runden Augen neugierig entgegen.

Etwas Weiches, Warmes strich um Beatrices Füße. Sie zuckte zusammen.

„Das ist nur die Katze", sagte eine Frauenstimme in diesem Augenblick, „wirst du wohl verschwinden, du Biest!" Aus dem Halbschatten der Dämmerung löste sich Amanda. Ihre flatternden Bewegungen füllten den Raum.

„Daß Sie gekommen sind, Fürstin!" Ihre Stimme klang erstickt. „Meinem Mann geht es sehr schlecht. Wir haben keine Medikamente mehr. Er konnte auch nichts zu sich nehmen von den wunderbaren Sachen, die Sie mir geschenkt haben. Aber die Kinder haben gegessen." Sekundenlang huschte ein Lächeln um ihre schmalen Lippen. „So viel, daß sie sich nicht mehr rühren können."

Beatrice warf einen scheuen Blick nach dem Bett im Hintergrund des Raumes. Sie schlug ihr Tuch zurück und holte aus der Tasche ihres Kleides ein zusammengefaltetes Bündel Geldscheine hervor. „Nehmen Sie das, Amanda. Es wird für den Arzt reichen und für neue Medizin. Aber sagen Sie niemand, woher das Geld gekommen ist, hören Sie?"

„Der Fürst will nichts von deinem Mann wissen", setzte Maria flüsternd hinzu. „Er hat der Fürstin verboten, euch zu helfen!"

Amanda begann zu schluchzen. „Das hat Elio nicht verdient!"

„Höre auf zu heulen", sagte eine schwache Männerstimme aus der Richtung des Bettes, „danke lieber der Fürstin für ihre Güte!"

Amanda faßte nach Beatrices Händen. „Sie wissen nicht, wie dankbar wir ihnen sind, Fürstin! Sie sind ein wahrer rettender Engel! Ohne Ihre Hilfe hätte ich nicht weitergewußt. Aber wenn Elio wieder gesund ist . . ."

„Lasse ihn erst einmal gesund werden", unterbrach Beatrice, „und gib ihm genügend Zeit dazu, hörst du? Es hat keinen Sinn, wenn du ihn zu früh aus dem Bett treibst!"

„Die Fürstin wird wieder nach euch sehen", flüsterte Maria.

„Macht euch keine Sorgen", setzte Beatrice hinzu.

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN



Dreihunderttausend auf dem Petersplatz. Sie harrten drei Stunden bei 26 Grad im Schatten aus, um Zeugen eines Höhepunktes der Kirchengeschichte zu werden, um zu sehen, wie Papst Paul VI. die Tiara aufs Haupt gesetzt wurde. Bildmitte: die Ehrenformationen der Nobelgarde und der Streitkräfte der Republik Italien.

BUNTE
Münchner
Frankfurter
ILLUSTRIERTE

Papstkrönung in der Ewigen Stadt

Unter freiem Himmel, im Beisein des begeisterten Volkes von Rom und von Pilgern aus allen Teilen der Erde, wurde Paul VI. gekrönt. Es war eine ergreifende Zeremonie, ein glanzvolles Weltereignis.



Bundesaußenminister Schröder, hier mit seiner Gattin in der ersten Reihe der Diplomatentribüne unmittelbar hinter den Kardinälen, vertrat die Bundesrepublik Deutschland bei der Krönung des Papstes. Bundeskanzler Alfons Gorbach stand an der Spitze der österreichischen Delegation.

Auf der Sedia Gestatoria wurde der Papst vom Bronzetor des Vatikanpalastes über den Petersplatz zum Altar vor dem Portal der Peterskirche getragen. Freundlich winkte der Pontifex nach allen Seiten.

König Baudouin und Königin Fabiola von Belgien gehörten zu den meistbeachteten Gästen (① und ②). Auch Prinzessin Gabriella von Savoyen, Exkaiserin Zita von Österreich, der Erbgroßherzog von Luxemburg ③ mit seiner Gemahlin ④ sowie der irische Präsident de Valera ⑤ waren dabei.



Dem Volk zugewandt

Der Thron des Papstes war unter einem leuchtend roten Baldachin vor dem Hauptportal der Peterskirche aufgebaut. Dreißig Meter davor, auf unserem Bild ganz rechts, erhob sich der Altar, an dem der Heilige Vater dann die Krönungsmesse zelebrierte. Er feierte sie auf der Domseite des Altars, das Gesicht stets den Gläubigen auf dem Petersplatz zugewandt und nicht, wie sonst üblich, mit dem Rücken zu der Menge der Andächtigen.

◀ **Die heilige Kommunion** empfing Papst Paul VI. auf seinem Thron. Kardinaldekan Tisserant reichte ihm Kelch und Hostie. Der Papst nahm nur die eine Hälfte der Hostie. Die andere Hälfte teilte er in zwei Stücke und reichte sie dem Diakon und dem Subdiakon zur Kommunion.

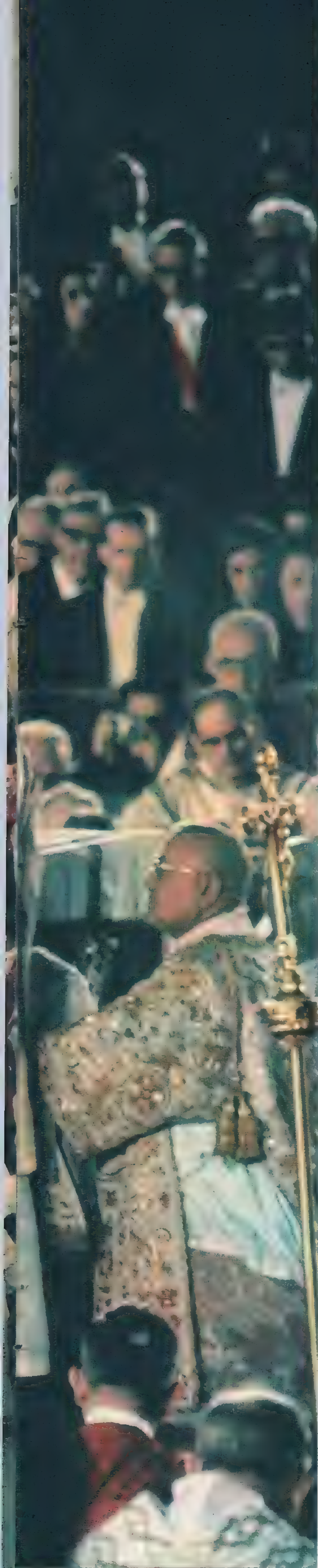
Die Heilige Schrift küßte der Papst ehrfürchtig. Ein römischer und ein griechischer Diakon sangen das Evangelium von der Berufung des heiligen Petrus in den beiden alten Sprachen des Westens und des Ostens: ein Symbol der völkerverbindenden Kraft des Katholizismus. ▶





Ein Schauspiel für Engel und Menschen

Ein ergreifendes, ein heiliges Schauspiel waren die Krönung von Paul VI. und die feierliche Messe, die ihr vorausging. Der Heilige Vater selbst zitierte in seiner Ansprache das Wort des Apostels Paulus: „Wir sind ein Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und den Menschen." Nachdem der rangälteste Kardinaldiakon Ottaviani dem Papst das Pallium umgehängt hatte, spendete Paul VI. am Altar das Weihrauchopfer (Bild links), während der Chor den „Introitus" anstimmte. Später beugten alle die Knie, als der Papst bei der Wandlung den Kelch mit dem Blut Christi hochhielt (Mitte). Ehrfürchtig blickten dreihunderttausend Gläubige zum Altar.



Die Krönung des Papstes

„Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige bist, der Lenker des Erdkreises, der Statthalter unseres Erlösers Jesus Christus." Mit diesen Worten krönte Kardinal Ottaviani den Papst. Die Tiara, die Paul VI. von den Mailändern geschenkt bekam, ist aus Silber. Über einem unteren Rand aus Goldlilien umziehen sie drei mit Edelsteinen besetzte Reifen. In seiner Ansprache hatte der Papst vorher seine besondere Verbundenheit mit dem deutschen Volk betont. Der Münchner Kardinal Döpfner sagte auf dem Flug nach Rom unserem Reporter Herbert Speckner: „Ich bin sehr zufrieden mit dieser Papstwahl. Ich glaube sicher, daß Paul VI. die Linie von Johannes XXIII. ganz bewußt weiterführen wird — auch in der offenen Haltung zu den Fragen der heutigen Zeit."

Ein weihevoller Ausklang



Im Schmuck seiner neuen Krone erteilte der Papst den Dreihunderttausend, die sich auf dem Petersplatz bis weit hinein in die Via delle Conziliazione drängten, den apostolischen Segen. Über den Platz, auf den zu Beginn der dreistündigen Feier unbarmherzig die Sonne herabbrannte, hatten sich jäh die Schatten der Nacht gesenkt. Um so heller aber strahlten der Altar und der Papstthron, auf die sich von den Kolonnaden her die Bündel zahlreicher Scheinwerfer richteten. Die Pilger aus aller Welt ließen sich von der südländischen Begeisterung der Italiener mitreißen und jubelten „Evviva il Papa".

Fotos: Hannes Betzler, Pericle Felici, Roland Pfaff, Alfred Strobel — Text: Herbert Speckner



Samstag 20. Juli

14.30 Wir lernen Englisch

14.45 Wir spielen draußen

15.15 Tumbet, ein mallorquinisches Mahl, bereitet v. Clemens Wilmenrod

15.30 Hätten Sie's gewußt?

16.15 Weiße Gipfel ohne Schnee
Bericht aus der Maßwerkstatt des Marmors um Carrara

16.45 Samstagnachmittag zu Hause
Ein buntes Allerlei

München: 18.35 Nachsitzen für Erwachsene. **Frankfurt:** 18.30 Meine drei Söhne. 19.20 Rechts und links der Autobahn. **Hamburg/Bremen:** 18.30 Sprung aus den Wolken. **Saar:** 18.30 Mutter ist die Allerbeste. 19.10 Lieder aus der Gartenlaube. **Berlin:** 18.40 Sprung aus den Wolken. **Stuttgart-B.-Baden:** 18.30 Allerlei zum Wochenend. 19.15 Bei uns zu Hause. **Köln:** 19.20 Intimes Theater. 19.45 Essen, eine Stadt mit zwei Gesichtern.

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Paris, 20. Juli
Fernsehspiel von Saunders Lewis

Personen:
Der Oberbefehlshaber . . Bernhard Minetti
Die Gräfin . . . . Anna Smolik
Der Oberstleutnant . . . . Peter Schütte
Der SS-General . . . . . . Otto Collin
Der General . . . . . . Dieter Borsche
Der Generalfeldmarschall . Rudolf Therkatz
Der Oberst . . . . . Hermann Lenschau

In Erwartung des Putsches: die Generale

21.45 Tagesschau — Wetter
Anschließend
Das Wort zum Sonntag

22.15 Rund um das Deutsche Turnfest

22.40 Vorschau

15.15 Leichtathletikländerkampf UdSSR — USA in Moskau

18.00 Querschnitt
Berichte aus Bund und Ländern

18.40 Nachrichten

18.45 Curd Jürgens erzählt
Die Geschichte „Brillanten, Rubine, Smaragde"

19.15 Aus der Kriminaltechnik
Ein Bericht mit Direktor Kalk

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Es geschah am 20. Juli
Spielfilm
Mit Bernhard Wicki, Karl Ludwig Diehl, Carl Wery, Kurt Meisel, Erik Frey, Albert Hehn, Til Kiwe, Jochen Hauer, Ann Marie Sauerwein und anderen
Regie: G. W. Pabst

21.35 Widerstand
Eine Diskussion

22.05 Nachrichten

Sonntag 21. Juli

11.00 Mit Konflikten leben
Eine Sendung zum XI. Deutschen Evangelisch. Kirchentag in Dortmund

11.30 Wochenspiegel

12.00 Der internationale Frühschoppen

12.50 Die Vorschau
Hinweise auf das Programm der Woche

13.15 Magazin der Woche

14.30 Wir lernen Englisch
16. Lektion (Wiederholung)

14.45 Die Zehn Aufrechten
Zehn aufrechte Heinzelmännchen Feuer am Fluß (Kinderstunde)

15.15 Am Fuß der Blauen Berge
Die Spur führt nach Billings. Film

16.00 Deutsches Turnfest 1963

17.30 Zwei Wege — ein Gipfel.
Ein Film von Luis Trenker

Die Reporter der Windrose berichten:
18.00 Amazonas 63

18.30 Die Sportschau
mit Sportnachrichten um 19.50

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Mamsell Nitouche
Singspiel von Florimond Hervé

Personen:
Mutter Therese . . . . . Camilla Spira
Celestin . . . . Harald Leipnitz
Denise von Flavigny . Chariklia Baxevanos
Major Hector Achille von Chateau-Gibus . . Karl Schönböck
Vicomte Fernand von Champlatreux . . . Gerhard Riedmann
Corinne, Sängerin . . . . Louise Martini
Lydia, Soubrette . . . . . Freia Lahn
Dorival, Buffo . . . . . . Walo Lüönd
Der Direktor . . . . . . Fritz Benscher
Der Regisseur . . . . . . Anton Reimer
Loriot, ein Brigadier . . . Rudolf Vogel
Der Gärtner, Bahnhofsvorsteher, Bühnenarbeiter und Soldat . . . . . . Klaus Dahlen
Regie: Paul Verhoeven

22.00 Joseph Hegenbarth
Das Lebenswerk eines Illustrators
Von Heinz Huber

22.30 Nachrichten — Wetter

Aus Moskau:
14.40 Leichtathletik-Länderkampf: UdSSR — USA
Eine Intervisionssendung des Sowjetischen Fernsehens/TSS

18.30 Galopprennen
„Großer Preis v. Nordrhein-Westfal." Aufzeichnung vom Nachmittag aus Düsseldorf

18.50 Sportnachrichten

19.00 Zerstreute Asche
Das Leben und Sterben des Jesuitenpaters Alfred Delp

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage — Sportberichte

. . . und heute ins Theater

20.00 Ein Musterknabe
Lustspiel von Luis Penafiel
Eine Aufführung des „Nordmark-Landestheaters" in Schleswig

21.55 Nachrichten

Montag 22. Juli

16.30 Mit Konflikten leben
(Wiederholung)

17.00 Meine Groschen — deine Groschen

17.15 Guter Rat am Zuschneidetisch
Mit Marlene Esser

17.40 David Copperfield
David und Doras Ehe. Spielfilm

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

München: 18.35 Begegnung mit einem Sänger. **Frankfurt:** 18.15 Hucky und seine Freunde. 19.20 Unser Vater, der Tierarzt. **Hamburg/Bremen:** 19.19 Jedermannstraße 11. **Saar:** 18.20 Achtung, Ampel! 18.25 Vom tiefen bis zum hohen C. 19.10 Fünf Minuten für Jazzfreunde. **Berlin:** 18.35 Shannon klärt auf. **Stuttgart/B.-Baden:** 18.15 How do you do? 19.15 Der blaue Diamant. **Köln:** 19.20 Shannon klärt auf. 19.45 Forellen.

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Report

21.00 Musik aus Studio B
Mit Chris Howland, Heidi Brühl, Petula Clark, Betty Curtis, Conny Froboess, Trude Herr, Manuela, Esther Ofarim, Peter Beil, Teddy Parker, Bill Ramsey, Fats and his Cats



Esther Ofarim

21.45 Verbotenes Land Jemen
Revolution ohne Sieg

22.30 Tagesschau — Wetter

18.40 Nachrichten

18.45 Unsterblicher Strauß
Melodien aus den bekanntesten Operetten des Walzerkönigs

19.15 Es war einmal . . .
Günther Lüders erzählt das Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten"

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Tagebuch
Aus der Evangelischen Kirche

20.15 Musik der Alten Welt
Lieder und Tänze der Alpenländer
Filmbericht
In der Gaststube der Zinkbachmühle bei St. Gilgen tanzen die Zinkenbacher den temperamentvollen „Aberseer Schleiniger".

21.00 Vom Himmel gefallen
Ein Spielfilm
Mit Joseph Cotten, Eva Bartok, Bruni Löbel, Gert Fröbe, René Deltgen, Ursula Herking, Niall MacGinnis und anderen

22.20 Nachrichten

Dienstag 23. Juli

17.00 Biblische Geschichte
(Kinderstunde)

17.15 Gespenster essen kein Sauerkraut
Eine Bildergeschichte, erzählt von Annelore Kunze (Kinderstunde)

17.50 Jugendmagazin
Filmbeiträge aus verschiedenen Ländern

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

München: 18.35 Sie schreiben mit. **Frankfurt:** 18.15 Glück kann man nicht kaufen. **Hamburg/Bremen:** 19.19 Inseln im Pazifik — Samoa. **Saar:** 18.20 Vati macht alles. 18.25 Funkstreife Isar 12. 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts. **Berlin:** 16.25 Finnische Skizzen. 18.35 Keine Zeit für alte Steine. **Stuttgart/B.-Baden:** 18.15 Die Falle. 19.15 Zu Gast in Köln. **Köln:** 19.20 Immer nur lächeln. 19.45 Edler Klang aus Holz und Zinn.

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Zwischen Takt und Taktik
Deutschlands Diplomatischer Dienst
Der Filmbericht des Südwestfunks vermittelt einen Einblick in die Arbeit des Auswärtigen Amtes und einiger deutscher Botschaften in Europa und Afrika. Besonders im „Schwarzen Erdteil" hat Deutschlands Diplomatischer Dienst vielfältige Aufgaben zu erfüllen.

21.00 Hauptstraße
Spielfilm
Mit Betsy Blair, José Suarez, Yves Massard und anderen

22.30 Tagesschau — Wetter

22.50 Suite en 16
Eine Sendung des Wallonischen Fernsehens, die beim Fernseh-Festival von Montreux 1963 mit der „Bronzenen Rose" ausgezeichnet worden ist

18.40 Nachrichten

18.45 Kreuz und quer durch die Welt
Skizzen aus Vietnam

19.15 Heile mit Kurzweile
Peter Igelhoff gibt musikalische Ratschläge

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Kollege kommt nicht mehr
Ein Bericht über Dienstleistungen

20.45 Kater Lampe
Volksstück von Emil Rosenow

Personen:
Der Bürgermeister . . Stanislav Ledinek
Seine Frau . . . . Ethel Reschke
Marie . . . . Elfie Dugal
Fabrikant Neubert . . . Walter Tarrach
Frau Neubert . . . . . . Inge Wolffberg
Töpfermeister Schönherr . Franz Nicklisch
Frau Schönherr . . . . . . Else Reuss
Neumerkel . . . . Ralf Wolter
Weigel . . . . . Gerd Günter Hoffmann
Seiffert . . . . Otto Matthies
Frau Seiffert . . . . Inge Meysel
Ulbrich . . . . Werner Stock
Regie: Thomas Engel

22.25 Der Sport-Spiegel

22.55 Nachrichten

Samstag 20. Juli

14.30 Wir lernen Englisch

14.45 Wir spielen draußen

15.15 Tumbet, ein mallorquinisches Mahl, bereitet v. Clemens Wilmenrod

15.30 Hätten Sie's gewußt?

16.15 Weiße Gipfel ohne Schnee
Bericht aus der Maßwerkstatt des Marmors um Carrara

16.45 Samstagnachmittag zu Hause
Ein buntes Allerlei

München: 18.35 Nachsitzen für Erwachsene. **Frankfurt:** 18.30 Meine drei Söhne. 19.20 Rechts und links der Autobahn. **Hamburg/Bremen:** 18.30 Sprung aus den Wolken. **Saar:** 18.30 Mutter ist die Allerbeste. 19.10 Lieder aus der Gartenlaube. **Berlin:** 18.40 Sprung aus den Wolken. **Stuttgart-B.-Baden:** 18.30 Allerlei zum Wochenend. 19.15 Bei uns zu Hause. **Köln:** 19.20 Intimes Theater. 19.45 Essen, eine Stadt mit zwei Gesichtern.

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Paris, 20. Juli

Fernsehspiel von Saunders Lewis

Personen:
Der Oberbefehlshaber . . . Bernhard Minetti
Die Gräfin . . . . Anna Smolik
Der Oberstleutnant . . . . . Peter Schütte
Der SS-General . . . . Otto Collin
Der General . . . . Dieter Borsche
Der Generalfeldmarschall . . Rudolf Therkatz
Der Oberst . . . . . . Hermann Lenschau



In Erwartung des Putsches: die Generale

21.45 Tagesschau — Wetter
Anschließend
Das Wort zum Sonntag

22.15 Rund um das Deutsche Turnfest

22.40 Vorschau

15.15 Leichtathletikländerkampf UdSSR — USA in Moskau

18.00 Querschnitt
Berichte aus Bund und Ländern

18.40 Nachrichten

18.45 Curd Jürgens erzählt
Die Geschichte „Brillanten, Rubine, Smaragde"

19.15 Aus der Kriminaltechnik
Ein Bericht mit Direktor Kalk

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Es geschah am 20. Juli

Spielfilm
Mit Bernhard Wicki, Karl Ludwig Diehl, Carl Wery, Kurt Meisel, Erik Frey, Albert Hehn, Til Kiwe, Jochen Hauer, Ann Marie Sauerwein und anderen
Regie: G. W. Pabst

21.35 Widerstand
Eine Diskussion

22.05 Nachrichten

Sonntag 21. Juli

11.00 Mit Konflikten leben
Eine Sendung zum XI. Deutschen Evangelisch. Kirchentag in Dortmund

11.30 Wochenspiegel

12.00 Der internationale Frühschoppen

12.50 Die Vorschau
Hinweise auf das Programm der Woche

13.15 Magazin der Woche

14.30 Wir lernen Englisch
16. Lektion (Wiederholung)

14.45 Die Zehn Aufrechten
Zehn aufrechte Heinzelmännchen Feuer am Fluß (Kinderstunde)

15.15 Am Fuß der Blauen Berge
Die Spur führt nach Billings. Film

16.00 Deutsches Turnfest 1963

17.30 Zwei Wege — ein Gipfel.
Ein Film von Luis Trenker

Die Reporter der Windrose berichten:
18.00 Amazonas 63

18.30 Die Sportschau
mit Sportnachrichten um 19.50

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Mamsell Nitouche

Singspiel von Florimond Hervé

Personen:
Mutter Therese . . . . . Camilla Spira
Celestin . . . . Harald Leipnitz
Denise von Flavigny Chariklia Baxevanos
Major Hector Achille von Chateau-Gibus . . Karl Schönböck
Vicomte Fernand von Champlatreux . . . Gerhard Riedmann
Corinne, Sängerin . . . . Louise Martini
Lydia, Soubrette . . . . . Freia Lahn
Dorival, Buffo . . . . . . Walo Lüönd
Der Direktor . . . . . . Fritz Benscher
Der Regisseur . . . . . . Anton Reimer
Loriot, ein Brigadier . . . Rudolf Vogel
Der Gärtner, Bahnhofsvorsteher, Bühnenarbeiter und Soldat . . . . . . Klaus Dahlen
Regie: Paul Verhoeven

22.00 Joseph Hegenbarth
Das Lebenswerk eines Illustrators
Von Heinz Huber

22.30 Nachrichten — Wetter

Aus Moskau:
14.40 Leichtathletik-Länderkampf: UdSSR — USA
Eine Intervisionssendung des Sowjetischen Fernsehens/TSS

18.30 Galopprennen

„Großer Preis v. Nordrhein-Westfal." Aufzeichnung vom Nachmittag aus Düsseldorf

18.50 Sportnachrichten

19.00 Zerstreute Asche
Das Leben und Sterben des Jesuitenpaters Alfred Delp

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage — Sportberichte

...und heute ins Theater

20.00 Ein Musterknabe

Lustspiel von Luis Penafiel
Eine Aufführung des „Nordmark-Landestheaters" in Schleswig

21.55 Nachrichten

Montag 22. Juli

16.30 Mit Konflikten leben
(Wiederholung)

17.00 Meine Groschen — deine Groschen

17.15 Guter Rat am Zuschneidetisch
Mit Marlene Esser

17.40 David Copperfield
David und Doras Ehe. Spielfilm

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

München: 18.35 Begegnung mit einem Sänger. **Frankfurt:** 18.15 Hucky und seine Freunde. 19.20 Unser Vater, der Tierarzt. **Hamburg/Bremen:** 19.19 Jedermannstraße 11. **Saar:** 18.20 Achtung, Ampel! 18.25 Vom tiefen bis zum hohen C. 19.10 Fünf Minuten für Jazzfreunde. **Berlin:** 18.35 Shannon klärt auf. **Stuttgart/B.-Baden:** 18.15 How do you do? 19.15 Der blaue Diamant. **Köln:** 19.20 Shannon klärt auf. 19.45 Forellen.

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Report

21.00 Musik aus Studio B

Mit Chris Howland, Heidi Brühl, Petula Clark, Betty Curtis, Conny Froboess, Trude Herr, Manuela, Esther Ofarim, Peter Beil, Teddy Parker, Bill Ramsey, Fats and his Cats



Esther Ofarim

21.45 Verbotenes Land Jemen

Revolution ohne Sieg

22.30 Tagesschau — Wetter

18.40 Nachrichten

18.45 Unsterblicher Strauß
Melodien aus den bekanntesten Operetten des Walzerkönigs

19.15 Es war einmal...
Günther Lüders erzählt das Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten"

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Tagebuch
Aus der Evangelischen Kirche

20.15 Musik der Alten Welt

Lieder und Tänze der Alpenländer
Filmbericht
In der Gaststube der Zinkbachmühle bei St. Gilgen tanzen die Zinkenbacher den temperamentvollen „Aberseer Schleiniger".

21.00 Vom Himmel gefallen
Ein Spielfilm
Mit Joseph Cotten, Eva Bartok, Bruni Löbel, Gert Fröbe, René Deltgen, Ursula Herking, Niall MacGinnis und anderen

22.20 Nachrichten

Dienstag 23. Juli

17.00 Biblische Geschichte
(Kinderstunde)

17.15 Gespenster essen kein Sauerkraut
Eine Bildergeschichte, erzählt von Annelore Kunze (Kinderstunde)

17.50 Jugendmagazin
Filmbeiträge aus verschiedenen Ländern

18.10 Nachrichten der Tagesschau
(München: 18.30 und 19.05)

München: 18.35 Sie schreiben mit. **Frankfurt:** 18.15 Glück kann man nicht kaufen. **Hamburg/Bremen:** 19.19 Inseln im Pazifik — Samoa. **Saar:** 18.20 Vati macht alles. 18.25 Funkstreife Isar 12. 19.10 Schlagzeilen des Jahrhunderts. **Berlin:** 16.25 Finnische Skizzen. 18.35 Keine Zeit für alte Steine. **Stuttgart/B.-Baden:** 18.15 Die Falle. 19.15 Zu Gast in Köln. **Köln:** 19.20 Immer nur lächeln. 19.45 Edler Klang aus Holz und Zinn.

20.00 Tagesschau — Wetter

20.15 Zwischen Takt und Taktik
Deutschlands Diplomatischer Dienst
Der Filmbericht des Südwestfunks vermittelt einen Einblick in die Arbeit des Auswärtigen Amtes und einiger deutscher Botschaften in Europa und Afrika. Besonders im „Schwarzen Erdteil" hat Deutschlands Diplomatischer Dienst vielfältige Aufgaben zu erfüllen.

21.00 Hauptstraße

Spielfilm
Mit Betsy Blair, José Suarez, Yves Massard und anderen

22.30 Tagesschau — Wetter

22.50 Suite en 16

Eine Sendung des Wallonischen Fernsehens, die beim Fernseh-Festival von Montreux 1963 mit der „Bronzenen Rose" ausgezeichnet worden ist

18.40 Nachrichten

18.45 Kreuz und quer durch die Welt
Skizzen aus Vietnam

19.15 Helle mit Kurzweile
Peter Igelhoff gibt musikalische Ratschläge

19.30 Heute
Nachrichten und Informationen vom Tage

20.00 Kollege kommt nicht mehr
Ein Bericht über Dienstleistungen

20.45 Kater Lampe

Volksstück von Emil Rosenow

Personen:
Der Bürgermeister . . Stanislav Ledinek
Seine Frau . . . . Ethel Reschke
Marie . . . . Elfie Dugal
Fabrikant Neubert . . . Walter Tarrach
Frau Neubert . . . . . . Inge Wolffberg
Töpfermeister Schönherr Franz Nicklisch
Frau Schönherr . . . . . . Else Reuss
Neumerkel . . . . Ralf Wolter
Weigel . . . . . . Gerd Günter Hoffmann
Seiffert . . . . Otto Matthies
Frau Seiffert . . . . Inge Meysel
Ulbrich . . . . Werner Stock
Regie: Thomas Engel

22.25 Der Sport-Spiegel

22.55 Nachrichten

Paul VI.

Der Diplomat auf dem Papstthron

Zu unserem Farbbericht

Eine Stunde nachdem Papst Paul VI. zum erstenmal der Menschenmenge auf dem Petersplatz seinen Apostolischen Segen erteilt hatte, begaben sich die Kardinäle noch einmal in das Konklave, um ihr letztes gemeinsames Mittagessen einzunehmen. In den prunkvollen Borgia-Gemächern war für diesen Zweck ein provisorisches Refektorium eingerichtet worden, und hier erwartete die Kardinäle eine Überraschung. Entgegen einer langen Tradition bestand der neue Papst darauf, diese Mahlzeit mit ihnen zusammen einzunehmen, und er verzichtete auch auf einen Ehrenplatz, sondern setzte sich auf den Stuhl, den er noch als Kardinal gehabt hatte.

Bereits am nächsten Tag fuhr Paul VI. aus dem Vatikan hinaus, um den erkrankten Erzbischof von Toledo, Kardinal Pla y Deniel, im Spanischen Kolleg zu besuchen. Dieser Schritt wurde mit besonderer Genugtuung von den Spaniern begrüßt, denn vor einigen Monaten war Franco sehr verstimmt darüber, daß der heutige Papst, damals noch Erzbischof von Mailand, in einem Telegramm um Milde für den spanischen Studenten Jorge Cornill bat, gegen den ein Prozeß wegen Widerstandes gegen das Regime schwebte. Immerhin schien das Telegramm des Erzbischofs die spanischen Behörden beeindruckt zu haben, denn der rebellische Student kam mit einer geringen Strafe davon.

Der heutige Papst wurde am 26. September 1897 in Cenesio bei Brescia als zweiter Sohn eines prominenten katholischen Politikers geboren, der dreimal zum Abgeordneten des italienischen Parlaments gewählt worden war. Die politische Laufbahn hat auch der ältere Bruder des Papstes, Ludovico, gewählt, der heute Senator der christlich-demokratischen Partei Italiens ist, während der jüngere Bruder, Francesco, als Arzt auf dem Land bei Brescia lebt.

Als Kind war der heutige Papst kränklich und scheu, dafür aber um so lerneifriger. In der Schule gab er Nachhilfeunterricht und half dem Lehrer, die Schulaufgaben zu korrigieren. Nach dem glänzend bestandenen Abitur begann Giovanni Battista Montini sich auf den Theologenberuf vorzubereiten und wurde 1920 im Dom von Brescia zum Priester geweiht. In Rom studierte er dann an der Gregoriana Kirchenrecht und Philosophie. Er lernte perfekt Englisch, Französisch und Deutsch. In seinen Mußestunden las er Jacques Maritain ebenso wie Thomas Mann in der Originalsprache. Damals wurde der heute 86jährige Kardinal Pizzardo auf den jungen Priester aufmerksam und berief ihn an die Accademia dei Nobili Ecclesiastici, die wichtigste päpstliche Diplomatenschule, zu der nur die begabtesten Nachwuchskräfte Zugang haben. „Er war damals schon wie heute", erzählte ein alter Freund, „er war zurückhaltend, ausgeglichen und besaß eine heilige Achtung vor den Mitmenschen und ihren Ideen."

Als Kirchendiplomat befand sich Montini nur ein einziges Mal auf einem Auslandsposten, nämlich in Warschau, wo er aber nur ein Jahr blieb, um aus Gesundheitsrücksichten nach Rom zurückzukehren. Hier wurde er geistlicher Berater des katholischen Studentenbundes in Italien, eine Aufgabe, die damals während der faschistischen Ära ungeheures diplomatisches Fingerspitzengefühl verlangte, ihm aber auch Gelegenheit gab, fast alle heutigen Führer der italienischen Democrazia Cristiana noch während ihrer Ausbildungszeit kennenzulernen.

Im Jahre 1924 begann seine große Karriere im Staatssekretariat, wo er den beiden großen Päpsten Pius XI. und Pius XII. als einer der brillantesten Kuriendiplomaten diente. Als Pius XII. kurz nach seinem Regierungsantritt die Eltern des heutigen Papstes empfing, begann er das Gespräch mit den Worten: „Sie haben der Kirche einen Mann gegeben, der alle erforderlichen Eigenschaften in hohem Maße besitzt."

Während des Krieges war der Vatikan Zuflucht vieler politisch Verfolgter, und Monsignore Montini hatte damals die Aufgabe, die Beziehungen zwischen den Mächten aufrechtzuerhalten, die sich bekämpften. Damals in Rom kam es sogar einmal vor, daß Monsignore Montini bei einem Essen zwischen die Botschafter Deutschlands und Englands gesetzt wurde. Um nicht den Eindruck zu erwecken, er ziehe einen Gegner dem anderen vor, schwieg er während des ganzen Essens. Die Neutralität des Vatikans war hierdurch unterstrichen.

Der Einfluß, den Montini während des Krieges und in der ersten Nachkriegszeit auf die Politik des Heiligen Stuhls ausübte, war erheblich. Er hatte entscheidenden Anteil an dem Aufbau der christlich-demokratischen Partei Italiens. Er half, die Verbindungen zwischen der italienischen Demokratie und Amerika herzustellen. Als die Kommunisten 1947 aus der Regierung ausgebootet wurden und damit der Kalte Krieg in Italien ausbrach, sprach man davon, daß der fähigste Diplomat des Vatikans daran nicht unbeteiligt gewesen sei.

Unter Pius XII., der nach dem Tode des Kardinals Moglione im Jahre 1944 keinen neuen Kardinalstaatssekretär mehr ernannte, kam es in der päpstlichen Außenpolitik zu einer Doppelherrschaft von Monsignore Montini und dem nicht minder berühmten Monsignore Tardini, den Johannes XXIII. später zu seinem ersten Staatssekretär ernannte. Während Tardini als der konservativere von beiden galt, kam Montini in den Ruf, „fortschrittlich" oder „linksstehend" zu sein — so unzulässig es auch sein mag, Begriffe aus der Politik in den völlig andersgearteten Bereich der Kirche zu übertragen.

Der damalige Monsignore Montini sah mit seinem politischen Weitblick bereits voraus, daß sich die Welt schneller ändern würde, als die meisten Menschen damals ahnten, und daß auch die Katholische Kirche sich der Revolution des Atomzeitalters rechtzeitig anpassen müsse. Seine enge Tuchfühlung mit der Welt verdankte Monsignore Montini nicht zuletzt seinem Vater, Giorgio Montini, dem Chefredakteur der katholischen Zeitung „Il Cittadino". Der heutige Paul VI. empfing noch vor seiner offiziellen Thronbesteigung die Vertreter der italienischen und der Weltpresse, um ihnen unter Hinweis auf seinen Vater zu sagen: „Wir sind Freunde und Kollegen."

Monsignore Montini hat sich nie darum gedrängt, im Vatikan Karriere zu machen. Es waren andere, erst die erfahrenen Kuriendiplomaten, dann die Päpste Pius und Johannes, die seine ungewöhnlichen Gaben erkannten. Wie wenig es ihm damals um kirchliche Würden zu tun war, obwohl bereits viele prophezeiten, daß Montini ein künftiger Papst wäre, beweist ein denkwürdiger Vorfall vor dem letzten Konsistorium Pius' XII. im Jahre 1953, auf dem eine Reihe von Kardinälen ernannt wurde. Bereits vor dem Konsistorium teilte Pius XII. seinen beiden engsten Mitarbeitern, Monsignore Montini und Monsignore Tardini, mit, daß er ihnen ebenfalls den begehrten Kardinalspurpur verleihen wolle. Beide Prostaatssekretäre baten ihn daraufhin, von dieser Ernennung Abstand zu nehmen.

Im päpstlichen Staatssekretariat war Montini wegen seiner ungeheuren Arbeitskraft berühmt. In seinem Büro im zweiten Stock des Apostolischen Palastes gönnte er sich kaum die Zeit, einmal aus dem Fenster zu schauen, wo einer der schönsten Plätze der Welt, der Petersplatz, vor ihm lag. In diesem Büro arbeitete er jeden Tag bis 14 Uhr. Nach einer kurzen Mittagspause kehrte er zurück, um bis Mitternacht weiterzuarbeiten. Seine Erholungsstunden verbrachte er beim Studium in der vatikanischen Bibliothek. Aber fast jeden Abend beschloß er in seinem Appartement im Vatikan mit einem Schallplattenkonzert klassischer Musik. Die bevorzugten Komponisten des heutigen Papstes sind Bach, Beethoven, Mozart und Perosi.

Am 4. November 1954 wurde er zum Erzbischof von Mailand ernannt.

Die Leitung der größten Erzdiözese Italiens war für Montini eine große Chance. Der neue Erzbischof von Mailand kam in seinem Bistum am Abend des 4. Januar 1955 an der Spitze einer langen Autokolonne aus Rom an. An der Grenze seines Bistums ließ er anhalten. Dann warf er sich demütig nieder, um den Boden seines Bistums zu küssen.

Der neue Erzbischof von Mailand wollte vor allem die Arbeiterschaft ansprechen, die in den Vororten der größten italienischen Industrie- und Handelsstadt zum großen Teil unter kommunistischen Einfluß geraten ist. Gleich bei seiner Ankunft erklärte er: „Ich will das Menschenmögliche tun und danach trachten, der Erzbischof der Arbeiter zu werden." Bei seinem Einzug in den Mailänder Dom wandte er sich an seine Gläubigen: „Betet darum, daß der Lärm der Maschinen Musik und der Rauch der Schornsteine Weihrauch werde." Zum erstenmal ging in Mailand ein Erzbischof in die Fabriken, um dort zu predigen: „Die Kirche ist nicht Verbündete des Kapitalismus, der das Volk unterdrückt." In seinem Fastenhirtenbrief 1962 sprach der Mailänder Erzbischof davon, daß ein harmonisches Gleichgewicht zwischen Arbeit und Kapital hergestellt werden müsse.

1957 machte Montini in ganz Italien von sich reden, als er die „Mailänder Mission" durchführte, um die Flamme der Religiosität in der Industriestadt neu erglühen zu lassen. „Es war ein seelsorgerisches Bemühen", schrieb der Erzbischof, „um eine ganze Stadt zu einem aufrichtigen und echten religiösen Leben aufzurufen." In diese Stadt, die von Geschäftigkeit fiebert, kamen 540 Prediger, 26 Erzbischöfe und zwei auswärtige Kardinäle. Sie predigten in den Büros, in den Fabriken, auf den öffentlichen Plätzen. Es wurden Spezialvorträge für Fabrikdirektoren gehalten, für Nachtwächter, Stewardessen, Richter, Mannequins, Professoren, Krankenschwestern, Ärzte, Rechtsanwälte, Studenten, Techniker, Arbeiter und Dienstmädchen.

Als Montini in den Palast der Mailänder Erzbischöfe am Domplatz einzog, ließ er als erstes die vergoldeten Sessel entfernen und richtete sein Büro mit modernen Möbeln ein. Sein Büro glich mehr dem Arbeitszimmer eines Fabrikdirektors als dem eines Nachfolgers des heiligen Bischofs Ambrosius. Mit seltenem Organisationstalent modernisierte er die Seelsorge. Den armen Landpfarrern schenkte er Kleinautos, er gründete Zentren für die Arbeiter, die aus Süditalien kamen, um im reichen Mailand ihr Glück zu versuchen. Jedes Jahr vermehrte sich sein Bistum um 80 000 bis 100 000 Zuwanderer, die alle in das größte italienische Industrierevier strömten, um sich dort eine neue Existenz zu gründen. In dieser hastigen Welt, in der alles hinter

dem Geld herjagte, suchte der Erzbischof das Heil der Seelen zu retten. In den achteinhalb Jahren baute Montini in seiner Erzdiöse 97 Kirchen.

In seiner Mailänder Zeit schloß Erzbischof Montini enge Freundschaft mit dem Patriarchen von Venedig, Kardinal Roncalli, der im Oktober 1958 zum Papst gewählt wurde und den Namen Johannes XXIII. annahm. Montini war als Prostaatssekretär viele Jahre Vorgesetzter von Monsignore Roncalli gewesen, der erst Apostolischer Delegat für die Türkei und Griechenland und dann Apostolischer Nuntius in Paris gewesen war.

Der Gegensatz im Temperament und Regierungsstil zwischen beiden Kirchenfürsten ist erheblich, und vielleicht fühlten sich deshalb beide voneinander angezogen. Johannes XXIII. ist trotz seiner glanzvollen Diplomatenkarriere im Dienste des Heiligen Stuhls stets eine Art Landpfarrer geblieben, der eine einzigartige Gabe hatte, sich die Herzen seiner Mitmenschen durch ein einziges Wort zu erschließen.

Während bereits kurz nach seiner Thronbesteigung eine Fülle von Anekdoten um Johannes XXIII. zu kursieren begannen, ist Paul VI. ein Papst ohne Anekdoten, wie eine italienische Zeitschrift schrieb. Paul VI. ist Diplomat, Organisator und Verwalter. Er gleicht mehr einem modernen Wissenschaftler als einem Landpfarrer. Vielen Römern fällt es ein wenig schwer, sich an die Gestalt des neuen Papstes zu gewöhnen, so sehr seine Gestalt auch von der Ferne, als er von der Loggia der Peterskirche zum erstenmal den Apostolischen Segen „Urbi et orbi" erteilte, an die vertraute Figur Pius' XII. erinnerte, dem er seine glänzende Diplomatenschule verdankt.

Im Vatikan erzählt man sich, daß Johannes XXIII. dem Mailänder Kardinal kurze Zeit vor Weihnachten einen Bischofsring geschenkt habe, den Papst Pius XII. dem Heiligen Stuhl vermacht hatte. Bereits zu jenem Zeitpunkt, als die Todesschatten das leidende Gesicht von Johannes XXIII. zeichneten, sprach man im Vatikan davon, der Papst wünsche es sehnlich, daß Montini sein Erbe übernehmen und dank seiner Diplomaten- und Organisationskunst die große Erneuerungsbewegung vollenden möge, die durch die Inspiration des „Landpfarrers auf dem Papstthron" in der katholischen Welt in Fluß gebracht wurde. Der ehemalige Kardinal Montini, der in einem der kürzesten Konklave der Kirchengeschichte zum Papst Paul VI. gewählt wurde, verkündete denn auch unverzüglich, daß das zweite Vatikanische Konzil am 29. September dieses Jahres fortgesetzt werde.

So sehr sich auch in der Figur und im Stil Paul VI. von Johannes XXIII. unterscheidet, so haben sie eines gemeinsam: die Reiselust. Paul VI. ist der am weitesten gereiste Papst der Kirchengeschichte. Als Erzbischof von Mailand besuchte er 1960 die USA und Brasilien, und 1962 flog er nach Afrika, wo in Lagos und Ibadan die Negerkinder auf die Palmen kletterten, um ihn sehen zu können. In den Negerkralen Südafrikas durchbrach er die Apartheid-Gesetze der Regierung.

Bereits einen Tag nach seiner Papstwahl verließ Paul VI. den Vatikan und folgte damit dem Vorbild seines Vorgängers, der nicht als „Gefangener des Vatikans" ständig in den Mauern des Apostolischen Palastes eingesperrt sein wollte. Freunde des neuen Papstes versichern: „Wenn Johannes XXIII. der erste Papst dieses Jahrhunderts gewesen ist, der mit der Eisenbahn nach Assisi pilgerte, so wird Paul VI. der erste Papst sein, der mit dem Flugzeug reisen wird." Schon heute gehen Gerüchte, daß Paul VI. als erster Papst Amerika besuchen wolle.

Joachim Schilling

SEIN SARG WAR SCHON BESTELLT

Kriminalroman von Wade Miller

Max Thursday, der Privatdetektiv, spielte seine Rolle als Gangster Harry „Big" Blue nicht schlecht. Leutnant Clapp vom Morddezernat, Joseph Maslar, der Leiter der FBI-Außenstelle in San Diego, und Leslie Benedict als Chef der Stadtpolizei waren jedenfalls zufrieden mit ihm. Dabei war Max Thursday in eine verteufelte Situation geraten. Einmal, als er im Hotelzimmer des echten Gangsters dessen Komplicen Fletcher mit seinem Polizei-Leibwächter verwechselte. Dann, als Charm plötzlich vor ihm stand und er nicht wußte, daß sie lange Zeit Harrys Freundin gewesen war. Das schlimmste, was ihm passierte, aber war, daß plötzlich eine kaum bekleidete, sehr hübsche und junge Erscheinung aus dem Badezimmer seines Hotelappartements trat, als er gerade in einer verdammt kitzligen Situation dem Gauner Jack Genovese gegenüberstand. Aber es ging alles gut. Unheimlich gut. Nur — Rhea, die Schönheit aus dem Badezimmer, hatte ihn durchschaut. Sie wußte, daß er nicht Harry war. Denn sie hatte zwei Jahre zuvor geheiratet: Harry Blue. „Interessiert dich wohl nicht, ob Harry lebt oder tot ist?" fragte der Privatdetektiv deshalb.

*

Rhea lachte sehr aufreizend. „Ist mir völlig egal. Sobald die Nachricht in Chikago die Runde machte — ich verkaufe da in einem Nachtklub Zigaretten aus meinen Kniekehlen —, schnappte ich mir das erste beste Flugzeug ..." Sie unterbrach sich und fuhr dann fort: „Wenn ich mir's übrigens genauer überlege, ist es mir doch nicht egal. Hast du ihn beiseite geräumt? Ist er tot?"

„Er ist in Sicherheit und wird am Leben bleiben."

„Mein verdammtes Pech." Sie stand vom Bettrand auf und schlug den weißen Bademantel um sich zusammen. „Tot bedeutet er Geld auf der Bank. Lebt er, ist er ein Klotz am Bein." Sie fluchte.

„Tja, wo die Liebe hinfällt", bemerkte Thursday spöttisch. Zwischen den Zähnen sagte er: „Ich würde vorschlagen, du fliegst zurück und verkaufst weiter deine Zigaretten."

„Hach nee!" Rhea grinste ihn an. „Ich bin dir wohl im Weg, Kumpel, was?"

„Nicht mehr lange."

„Warum nicht, Harry? Bin ich nicht dein liebendes Weib?" Aus dem Koffer zog sie langsam ein schwarzes Spitzenhemd und wirbelte es an den Trägern durch die Luft. Thursday schnaubte; er hatte immer geglaubt, Frauen trügen so etwas nur im Kino.

„Kommen wir zum Thema, mein Freund. Nach dem, was ich vorhin durch die Tür gehört habe, ist mir klar, worauf du aus bist. Du gedenkst diese Stadt an dich zu bringen und dir vom Kuchen des Syndikats eine Scheibe abzuschneiden. In deiner Rolle bist du ja auch tatsächlich das Syndikat. Na, und mir soll das recht sein. Vorausgesetzt, du beteiligst mich. Harry braucht meinen Ausflug überhaupt nicht spitzzubekommen. Verstehst du?"

„Ich schon, aber du nicht."

„Ich an deiner Stelle wäre nicht so sicher", beharrte sie. „Mit mir zusammen bist du Harry Blue. Ich bilde den Beweis dafür. Ohne mich wärst du sehr rasch ein Niemand — dafür würde ich sorgen." Sie tänzelte zum Spiegel, wandte ihm den Rücken zu und tat, als ordnete sie ihr Haar.

Thursday seufzte. Wie Eric Soder, wie alle kleinen Fische maß sie sich große Bedeutung bei. Immerhin hatte sie nicht ganz unrecht. Sie war in der Tat Mrs. Blue, die ihm ihre Hilfe anbot, und vielleicht konnte er sich ihrer in seinem Spiel bedienen.

„Angenommen", sagte er langsam, „ich würde auf deinen Vorschlag eingehen, Rhea. Woher soll ich wissen, ob du mir nicht hinter meinem Rükken das Fell über die Ohren ziehst?"

„Du hast mich schließlich in Reichweite." Über die Schulter warf sie ihm einen frechen Blick zu. „Andere Leute würden sich schon dafür ein Bein ausreißen."

Thursday lachte. Das Mädchen begann ihn zu reizen. Schon jetzt bot sie ihm einen Vorwand, um Fletch aus dem Appartement zu entfernen. „Also gut, mein Herz, wir sind Mann und Frau. Aber eins laß dir sagen ..."

„Schluck's 'runter", unterbrach sie ihn, während sie zu ihm herübergetänzelt kam. Sie streckte eine ihrer langen schmalen Hände aus und rieb die Finger gegen den Daumen. „Laß lieber sehen, was du zu bieten hast."

Thursday zog die Brieftasche und gab ihr zwei von Blues Hundertdollarscheinen. Rhea zuckte die Achseln und ließ wieder spielerisch das schwarze Hemdchen kreisen. „Alsdann, teurer Gatte ..." Der Bademantel begann von ihren Schultern zu gleiten.

Thursday schlenderte ins Wohnzimmer und schloß die Tür. Er konnte hören, wie Rhea einen Schlager vor sich hinträllerte. Erst jetzt merkte er, daß er Hunger hatte. Er rief beim Etagenkellner an und bestellte das Abendessen, „für mich und meine Frau".

Zum erstenmal an diesem Tag lächelte er, als er sich Clapps Gesicht vorstellte, wenn der Leutnant das Band mit der Aufnahme des Telefongesprächs abhörte.

Montag, 13. November, 20 Uhr

„Meinst du, Ives weiß, daß du ihm nachgefahren bist?"

„Keine Ahnung, Harry."

Thursday murmelte: „Vielleicht hat man damit gerechnet, daß wir ihm folgen würden." Er wandte den Blick nicht von der Straße, die Fletch entlangfuhr. Harrison Street. Sie zog sich südlich von San Diego am Ufer von National City entlang. Es war kurz nach zwanzig Uhr.

„Daß man mit uns rechnet, haben wir doch ganz gern", bemerkte Fletch. Eine Spritze vor dem Abendessen hatte seine Lebensgeister wieder geweckt. Der Wagen holperte zwischen den dunklen Umrissen von Silos und Lagerhäusern aus Wellblech über einen ungepflasterten Weg. Der Wind roch nach Schlamm und Öl.

„Da drüben," bemerkte Fletch.

Er meinte eine Gruppe von Sammelbehältern, die am trüben Wasser einer sumpfigen Bucht stand, die den Namen Paradise Creek trug. Ein hoher Maschendrahtzaun umzog das Grundstück auf drei Seiten; die vierte stieß an den Paradise Creek. Ein Schild verkündete, daß sich hier die Vertriebsstelle der „Silvergate Oil Distributors" befand und Noah Kranz als deren Leiter fungierte. Das Einfahrtstor stand offen.

Dahinter parkten drei schäbige Tankwagen. Die Scheinwerfer des Mercury enthüllten an ihren Seiten den Firmennamen und eine kleiner gehaltene spanische Aufschrift.

Im Führerhaus des vordersten Wagens hockte ein Mann. Thursday kannte ihn nicht. Der Mann traf keine Anstalten, sie aufzuhalten, als sie in den Hof fuhren. Er war ein stiernackiger Kerl, der eine Windjacke mit Pelzkragen trug.

Der Mercury rollte auf die Rückseite der Umzäunung zu. Hinter den Sammelbehältern lag eine baufällige Prahm halb ans schlammige Ufer gezogen. Gelbes Licht fiel aus den Fenstern ihres kleinen Aufbaus.

Fletch hielt. Sie blickten sich nach dem Mann um, den sie am Tor bemerkt hatten. Er war nirgends zu sehen. Sie schritten auf die Prahm zu. Zementklötze, an der glitschigen Bordwand aufgeschichtet, dienten als Stufen zum Deck.

Das Deck war geneigt. Fletch und Thursday gingen zum Heck, wo der Aufbau stand. Verblichene Buchstaben über der Tür: „Büro".

Thursday griff nach der Klinke, doch Fletch schüttelte warnend den Kopf. Er hatte seine Waffe in die Jackentasche geschoben. Jetzt steckte er die Hand in die Tasche und stieß mit dem Fuß die Tür auf. Licht fiel aufs Deck.

Ein alter kreisrunder Eßzimmertisch als Schreibunterlage, einige verschiedenfarbige Sessel und zusammengenagelte Apfelsinenkisten standen in der Kajüte. Die Kisten dienten als Ständer für schmierige Ordner und zerfetzte Filmzeitschriften.

Zwei Männer saßen in dem Büro. Paterson Ives war einer davon. Sein kahler Schädel glänzte im Licht. Er hatte die fleischigen Finger über dem Bauch gefaltet und lächelte.

Doch es war der zweite, der die Füße vom Tisch nahm und knurrte: „Sie haben verdammt lange gebraucht, Blue."

Fletch schloß die Tür und lehnte sich dagegen. Er sagte kein Wort.

Thursday erwiderte: „Zu dumm, daß ich nicht wußte, daß Sie warteten, sonst hätte ich mich mehr beeilt. Sie sind Kranz?"

„Noah Kranz, ja."

„Sie wußten wohl auch nicht, daß Sie hier auf Noahs Arche stehen, was?" fragte Ives. Sein teigiges Gesicht verzog sich feixend. Von der Angst, die er auf dem Friedhof an den Tag gelegt hatte, war nichts mehr zu sehen. „Und die Tiere kamen an Bord zu zweien und zweien ..."

„Halt's Maul", befahl Kranz. Er rieb sein unrasiertes Kinn an dem abgesägten Baseballschläger, den er in der Hand hielt. Kranz war von kräftiger Statur. Er trug einen dunklen Zweireiher mit offenstehender Jacke und einen grauen Wollpullover. Sein Haar war zerwühlt; eine graue Strähne fiel ihm in die Stirn.

Und seine Kinnbacken mahlten auf einem Stück Kautabak.

„Zu zweien und zu zweien", wiederholte Thursday leise. Er ließ sich Kranz gegenüber in einem Sessel nieder. „Sollten wir nicht vielleicht der Abwechslung halber noch Ihren dritten Laufburschen hereinbitten?" Er verfolgte die Kaubewegungen seines Gegenübers und dachte an Clapps Vermutung über den Mordwagen: »... einer der drei Insassen hat Tabak gekaut und den Saft auf den Bürgersteig gespuckt. Das war zweifellos ein Mann, wahrscheinlich der Schütze, der im Fond saß, um beim Abdrücken mehr Ellbogenfreiheit zu haben ...«

Kranz spie in die Ecke und sagte: „Sicher, Blue, ganz wie Sie wünschen." Er hob kaum die Stimme, als er befahl: „He, Schwede, komm 'rein."

Fletch trat zur Seite, und der stiernackige Kerl mit der Windjacke schob sich vorsichtig durch die Tür und stellte sich neben Kranz und Ives. Drei gegen zwei.

„Okay", knurrte Kranz. „Dann mal los."

„Von mir aus", versetzte Thursday, „können Sie auch gleich Ihre Schrotflinte vorzeigen. Die möchte ich doch gern mal zu Gesicht bekommen."

Kranz drehte den Baseballschläger zwischen den Fingern. „Halten Sie das vielleicht für eine Schrotflinte?"

„Ich halte es für Holz. Die passende Ergänzung zu Ihrem Holzkopf."

„Ja?" Kranz schwang den Schläger. „Für Köpfe sind Sie natürlich Fachmann, Blue. Vielleicht sogar für solche mit Löchern darin?"

„Ich sammle sie, Kranz. Besonders die von Idioten, die sich stark fühlen. Was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, als Sie diesen Pinscher mit seinem dusseligen Angebot zu mir schickten? Anschließend lassen Sie ihn dann auch noch frei herumlaufen, damit ich ja gleich hierherfinde." Thursday schüttelte angewidert den Kopf. „Sie haben zwei linke Hände, Kranz."

„Ich komme zu Rande", knirschte Kranz. Er zog einen neuen Tabakpriem aus der Tasche und biß ein Stück ab. „Das einzige, worin ich mich verschätzt habe, war, daß ich nicht glaubte, Sie würden den Mumm aufbringen, Ihre Nase hier höchstpersönlich hereinzustecken."

Fletch machte zum erstenmal den Mund auf. „Er ist ein Schwätzer, Harry."

Kranz spie einen Strahl Tabaksaft

in seine Richtung. „Ich rede mit deinem Boß, Trottel. Halt die Klappe."

Ives feixte.

Kranz fuhr fort: „Begreifen Sie immer noch nicht, Blue? Die Sache in der Klinik hat nicht geklappt. Schön. Ich wußte, Sie würden sich Ives vornehmen, und gab ihm den Auftrag, Sie hierherzuführen. Ich war neugierig und wollte wissen, mit wem ich es bei Ihnen zu tun hatte. Jetzt, da ich es sehe, bin ich nicht gerade beeindruckt."

Thursday bemerkte wie abwesend: „In der Ölbranche arbeiten Sie auch?"

Ives lachte wieder, als Kranz zur Antwort gab: „Ich bin der reinste Ölmagnat."

Thursday zog das kombinierte Etuifeuerzeug aus der Tasche, um den Augenblick auszudehnen. Vor ihm auf dem Tisch lag der Deckel einer Kaffeekanne, gefüllt mit Kippen. Aufgefallen war Thursday ein Zigarettenstummel, der vom Tisch auf den Fußboden gerollt war. Der letzte Funke des Stummels erlosch eben.

Falls Ives nicht rauchte, bedeutete das, daß noch vor wenigen Minuten ein anderer Besucher bei Kranz gesessen hatte. Der Stummel war am Mundstück beschmiert. Thursday gab sich den Anschein, als starrte er Kranz hart an, und ließ dabei sein silbernes Zigarettenetui fallen. Er bückte sich und hob den Stummel zusammen mit dem Etui auf. Beide wanderten in seine Tasche, ohne daß selbst Fletch den Vorgang bemerkte.

„Acht Uhr sechsundzwanzig", sagte er.

Kranz runzelte die Stirn. „Was soll das heißen?"

„Nur eine Feststellung." Thursday lächelte. Er wiederholte leichthin: „Ein Ölmagnat also", und kommentierte spöttisch, „Ihre Tankwagen fahren mit Öl über die Grenze und kommen leer zurück — leer bis auf eine Ladung Rauschgift. Die Idee ist nicht übel. Und als Zwischenhändler arbeitet dieser feiste Tropf Ives für Sie. Ich habe mir seine Buchführung angesehen. Er holt Ihre kleinen Leute aus dem Kittchen, wenn sie mit dem Zeug in der Tasche erwischt werden. Und weil seine eigenen Einnahmen aus dem Handel diese Kompensationsgeschäfte übersteigen, muß er Ihnen von Zeit zu Zeit einen Scheck zukommen lassen, damit Sie ihn weiter mit Ware versorgen. Einen Scheck in Höhe von, sagen wir, dreihundert Dollar im vergangenen Monat."

Kranz sagte zu Ives: „Schande auf dein Haupt, du Tropf!" Aber er lachte wieder. Ives kicherte mit ihm. Dann hieb Kranz den Schläger auf den Tisch und krächzte: „Gut, Blue, nehmen wir mal an, ich wäre tatsächlich der Kerl, der herumläuft und so gegen die Gesetze verstößt. Und nehmen wir weiter an, diese Transporte von Tijuana nach San Diego rentierten sich für mich. Nicht etwa, daß ich das Monopol darauf hätte; keineswegs. Aber vielleicht mache ich das beste Geschäft. Ich habe durchaus nichts gegen Konkurrenz, solange sie sich nicht zu sehr auswächst. Konkurrenz bedeutet nämlich, daß immer ein paar kleine Schlucker da sind, die das ganze Fett abbekommen, wenn es bei der Polizei mal wieder rappelt. Nehmen wir das mal an, Blue."

„Dann wollen wir doch auch gleich annehmen, daß Sie in Zukunft Ihre Geschäfte etwas anders abwickeln werden", konterte Thursday. „Wir gedenken uns einzuschalten, Kranz. Darüber sollten Sie sich im klaren sein."

„Ich bin mir über gar nichts im klaren."

„Dann will ich mich anders ausdrücken. Es spielt nicht die geringste Rolle, ob Sie sich im klaren darüber sind oder nicht."

Schwede regte sich und Fletch ebenso. Kranz' stopplige Kinnbacken mahlten auf dem Tabakpfriem. „Ich sehe es anders, Blue. Solange ich unabhängig bin, mache ich mein Geschäft. Aber wem geht es an den Kragen, wenn die Behörden zupacken? Euch im Osten der Staaten bestimmt nicht, sondern mir, der ich an Ort und Stelle sitze."

Bitte umblättern

HOROSKOP

FÜR DIE WOCHE VOM 22. BIS 28. JULI 1963

Widder 21. 3. bis 20. 4.
21. bis 31. 3.: Mancher ehrgeizige Traum wird schon wahr, doch bewahren Sie weiter Ihren Zukunftsglauben und Ihren Optimismus. 1. bis 10. 4.: Jetzt käme es auf einen guten Arbeitsplan an, dann bliebe auch die nötige freie Zeit für sehr glückliche private Stunden. 11. bis 20. 4.: Liebenswürdige Zufälle attackieren manches Herz. Beruflich keine übertriebenen Allüren!

Stier 21. 4. bis 20. 5.
21. bis 30. 4.: Es ist gewiß kein Pappenstiel, für sich selber den Alltag zu meistern. Aber denken Sie daran, daß auch der Partner vielleicht etwas vermißt. 1. bis 10. 5.: Existenzsorgen, Intrigen, Demütigungen sehen ganz anders aus, wenn man sich gelegentlich einmal ausspricht. 11. bis 20. 5.: Die kleinen Unwägbarkeiten, die das Leben manchmal so schwierig machen, sollten im Moment mit möglichst viel Humor gemeistert werden.

Zwillinge 21. 5. bis 21. 6.
21. bis 31. 5.: Unbeirrt bleiben! Überhören Sie ruhig Einwände und Kritik an Ihrer Arbeit. Bald fühlen Sie selbst, daß Sie auf dem richtigen Weg sind. 1. bis 11. 6.: Wo dringende Probleme mit älteren weiblichen Anverwandten fällig werden, muß um jeden Preis Klarheit geschaffen werden. 12. bis 21. 6.: Eine entscheidende Wende im Leben vieler. Manche können der Versuchung nicht widerstehen und treiben eine berufliche Angelegenheit auf die Spitze.

Krebs 22. 6. bis 22. 7.
22. 6. bis 2. 7.: Wer mit Gewalt etwas durchzusetzen versucht, dem wird der Erfolg mit einer glatten Enttäuschung verbunden sein. 3. bis 12. 7.: Zeigen Sie sich nicht gekränkt oder ärgerlich, wenn Ihnen ein Wunsch nicht sofort erfüllt werden kann. Ihr Verhältnis zum Partner (auch zum beruflichen) würde sehr darunter leiden. 13. bis 22. 7.: Legen Sie sich finanziell nicht auf allzu lange Zeit fest. Es kommt wahrscheinlich sehr viel Neues auf Sie zu.

Löwe 23. 7. bis 23. 8.
23. 7. bis 2. 8.: Eine ungünstige Zeit für Prozesse. Behördenangelegenheiten machen all jenen zu schaffen, die um den 29. geboren sind. Und die Finanzen schließen sich dieser Tendenz ein paar Tage lang an. 3. bis 12. 8.: Mit der Wahrheit muß es der Löwe in puncto Herz und Liebe jetzt besonders genau nehmen, wenn es keine große Enttäuschung geben soll. 13. bis 23. 8.: Alle, die künstlerisch, schöpferisch tätig sind, stehen jetzt vor großen Aufgaben und Erfolgen. Im Herzensbereich geht es leider nicht ganz ohne Spannungen und Mißverständnisse ab. Versuchen Sie, am Freitag von sich aus einzulenken.

Jungfrau 24. 8. bis 23. 9.
24. 8. bis 2. 9.: Es sieht manches verlockend aus, aber bleiben Sie trotzdem distanziert und ein bißchen mißtrauisch. Der Schein trügt in den meisten Fällen. Jedenfalls in diesen Tagen. 3. bis 12. 9.: Ihre Geduld wird in einer privaten Angelegenheit hart strapaziert. Versuchen Sie es mit einer letzten Aussprache im guten. Der Mittwoch wäre geeignet dazu. 13. bis 23. 9.: Pflichtvergessenheit müßten Sie augenblicklich schwer büßen. Sie dürfen auf keinen Fal! den Kopf verlieren.

Waage 24. 9. bis 23. 10.
24. 9. bis 3. 10.: Beruflich kommt man Ihnen von allen Seiten mit Wohlwollen entgegen. Es ist auch genau der richtige Zeitpunkt, um einige besondere Dinge durchzusetzen. 4. bis 13. 10.: Jemand, den Sie zwar sehr lange, aber dennoch nicht gut kennen, erweist sich als selbstloser Freund. Ein Glückstag in beruflichen Dingen: Freitag. 14. bis 23. 10.: Eine unerwartete Ausgabe kündigt sich an. Und eine unerwartete private Freude. Im Berufsleben sollten Sie sehr vorsichtig sein.

Skorpion 24. 10. bis 22. 11.
24. 10. bis 2. 11.: Der gute Wille allein macht es nicht. Sie müssen ihn auch, vor allen Dingen in privaten Angelegenheiten, hin und wieder ein bißchen zeigen. Denken Sie in diesen problematischen Tagen daran. 3. bis 12. 11.: Wenn man erwartet, daß Sie jetzt wie mit Blitz und Donner dazwischenfahren, treten Sie diesmal ganz ruhig, aber bestimmt auf. Und stellen Sie sich von vornherein schon die Verblüffung vor. 13. bis 22. 11.: Manches erscheint Ihnen rätselhaft und undurchsichtig. Lassen Sie sich nicht beirren.

Schütze 23. 11. bis 21. 12.
23. 11. bis 2. 12.: Schütze-Frauen sind im Moment sehr gefragt. Wer jetzt heiraten oder sich verloben will, hat die Wahl, aber auch die Qual der Entscheidung. Dennoch: bitten Sie sich ein bißchen Bedenkzeit aus. 3. bis 12. 12.: Machen Sie sich weniger Sorgen um die Zukunft. Kümmern Sie sich mehr um die Gegenwart. Auch um die privaten Stunden, auf die Ihr Herzenspartner und die Familie so sehr warten. 13. bis 21. 12.: Der Kurs, den Sie eingeschlagen haben, ist richtig. Schwierigkeiten gibt es auf jedem Weg. Und gerade der erfolgreichste ist nicht der bequemste.

Steinbock 22. 12. bis 20. 1.
22. bis 31. 12.: Wer sich beruflich jetzt allzu sehr aufs hohe Roß setzt, muß vielen Angriffen standhalten können und sich sehr sicher fühlen. 1. bis 10. 1.: Sie finden zum Partner augenblicklich nicht ganz den richtigen Kontakt. Vielleicht renkt das Wochenende einiges ein. Wie wäre es, wenn Sie es ein bißchen verlängerten? 11. bis 20. 1.: Ihre berufliche Position ist kaum zu erschüttern. Nur amtlich müssen Sie noch mit Schwierigkeiten rechnen.

Wassermann 21. 1. bis 19. 2.
21. bis 30. 1.: Wer Finanzielles erledigen muß, tue es noch vor Donnerstag. Danach sind die Herzensangelegenheiten am Zuge. Auch hier gibt es einiges zu bereinigen. 31. 1. bis 9. 2.: Sie sind privat zu angriffslustig. Und dann wundern Sie sich, wenn es zu Mißstimmigkeiten kommt. 10. bis 19. 2.: Für die kaufmännischen Berufe eine besonders gute Woche und sogar eine Wende.

Fische 20. 2. bis 20. 3.
20. 2. bis 1. 3.: Eine verzwickte berufliche Situation klärt sich ganz rasch. Aber keine gute Zeit für Neubeginne. Übernehmen Sie keine Verpflichtungen, die anderen zukommen. 2. bis 10. 3.: Wer sich mit ganzer Kraft auf seine Probleme stürzt, ist in wenigen Tagen über den Berg. Wer sich aber in Intrigen verwickeln läßt . . . 11. bis 20. 3.: Schwierigkeiten juristischer Art.

WER PASST ZU WEM?

SCHÜTZE-FRAU UND JUNGFRAU-MANN

VON KARL FERSEN

Die Chancen für eine harmonische Ehe zwischen der Schütze-Frau und dem Jungfrau-Mann sind nicht besonders groß. Doch besitzt sie die Fähigkeit, sich in seine Gedanken und in seine Handlungsweise einzufügen, und dadurch ist es möglich, das Gleichgewicht zu halten. Gegen ihr warmes, positives und gut entwickeltes Gefühlsleben steht seine verstandesmäßige und etwas gefühlskalte Natur. Bei ihm dominiert der Verstand über das Herz. Er ist nachdenklich, kritisch und pflichtbewußt. Das Verantwortungsbewußtsein macht ihn zu einem treuen echten Mann. Er ist aber oft kalt in der Liebe und läßt Wärme und Leidenschaftlichkeit vermissen. In einer Ehe, in der sie nicht mehr als gute Freundschaft und geteilte Interessen erwartet, können die Schütze-Frau und der Jungfrau-Mann gut miteinander auskommen. Die große Liebe aber kann sie bei ihm nicht finden.

Fortsetzung von Seite 43

„Man wird Sie schützen."

„Ja, natürlich." Kranz lachte höhnisch. „Blue, Sie können sich Ihren Schutz an den Hut stecken. Wir brauchen ihn nicht. Wir brauchen vor allem Sie nicht."

Thursday zog in ironischer Überraschung die Brauen hoch. Sanft forschte er: „Wir?"

Kranz preßte gereizt die Lippen zusammen; er hatte mehr gesagt, als ihm lieb sein konnte. Mit dem Schlagholz wies er über den Tisch auf Thursday. „Schreiben Sie sich hinter die Ohren, was Sie jetzt von m i r zu hören bekommen. Wie man sich erzählt, wollen Sie hier das Callgirlgeschäft aufziehen. Dazu brauchen Sie Mädchen. Wenn Sie auch nur versuchen sollten, Mexikanerinnen aus Niederkalifornien herüberzuschaffen, können Sie sich auf einen Schießkrieg so sicher gefaßt machen wie auf das Amen in der Kirche. Halten Sie sich aus meinem Gebiet heraus!"

Thursday zuckte die Achseln. „Fletch hat wohl doch recht", sagte er. „Sie sind ein Schwätzer."

Kranz spuckte gegen die Wand und stand langsam auf. Er ging um den Tisch herum, bis er hinter dem Sessel stand, in dem Ives saß. Zu Thursday sagte er: „Ja, und weil Sie anscheinend Ärger mit mir haben wollen, will ich Ihnen eine Kostprobe geben."

Thursday spannte sich, bereit, aufzuspringen. Aber die Worte galten nicht ihm.

Denn Kranz hob den Baseballschläger und schmetterte ihn auf den kahlen Schädel von Paterson Ives herunter. Ives' fahle Augen weiteten sich in maßloser Überraschung, ehe sie brachen. Kranz schlug zum zweitenmal mit voller Wucht zu. Ives war bereits tot und sackte nach vorn aus dem Sessel, doch irgendeine Reflexbewegung ließ den Eindruck entstehen, als erhöbe er sich. Kranz schwang den Schläger zum drittenmal.

Dann lag Ives mit dem Gesicht nach oben auf dem schmutzigen Boden, seine zerschmetterte Stirn blind dem Licht zugewandt. Blut kroch unter seinem Kopf hervor.

Kranz blickte Thursday an. Er bückte sich und wischte den Schläger an Ives' Jackett sauber. „Sie sehen, was ich meine, Blue."

Thursday gab keine Antwort. Sein Magen rebellierte. Trotzdem fuhr ihm die Frage durchs Gehirn: »Wieso hatte Kranz Ives umgebracht? Es war unmöglich, daß er seinen eigenen Zwischenhändler nur zu Demonstrationszwecken verwendet hatte.«

Hinter sich konnte Thursday Fletchs schwere Atemzüge hören. Und auch Schwede machte in seiner phlegmatischen Art einen überraschten Eindruck. Nur Kranz, dem Mörder, war keinerlei Erregung anzumerken. Er ließ sich wieder auf seinem Platz nieder und biß ein neues Stück Kautabak ab.

Thursday mußte sich aus dem Sessel hochstemmen. Er brauchte frische Luft. Übergangslos drehte er sich um und murmelte: „Machen wir, daß wir hier herauskommen, Fletch." Sein Leibwächter folgte ihm nach draußen in die Dunkelheit. Kranz lachte.

Während sie in den Wagen stiegen, murmelte Fletch: „Ich habe ja schon einiges mitgemacht, aber das . . ." Sie fuhren durch die Ölpfützen.

„Ich weiß nicht." Thursday schüttelte hilflos den Kopf. Er versuchte, einen klaren Gedanken zu fassen, wie die Polizei unterrichtet werden konnte. „Mit dem Mann muß etwas geschehen. Er muß weg."

Fletch hielt im Tor des Ölhofes. Er klopfte seine Taschen ab. „Verdammt! Habe meine Zigaretten vergessen. Komme gleich wieder."

Dann war er verschwunden. Thursday starrte auf den düsteren Weg. Seine Hände waren immer noch kalt und feucht. Er würgte plötzlich und tastete in seiner Tasche nach dem Zigarettenetui, um seinen Magen zu beruhigen.

Seine Finger stießen gegen den Stummel, den er in Kranz' Büro aufgehoben hatte. Er betrachtete ihn in der Beleuchtung des Armaturenbretts. Die halb aufgerauchte Zigarette hatte noch geglimmt, als er mit Fletch eintraf. Das hieß, daß der unbekannte Besucher . . . Thursday starrte auf das verschmierte Mundstück. Lippenstift, ein helles Orangerot. Der Farbton, den Charm Wylie trug.

Zusammen mit diesem Gedanken kam ihm ein zweiter, fast irrsinniger Gedanke, der ihn veranlaßte, sich hastig aus dem Mercury zu schwingen. Fletch rauchte überhaupt nicht! Während Thursday noch wie gelähmt auf die Prahm starrte, erblühten ihre Fenster unter grellen Lichtblitzen. Zweimal — zwei rasche, dumpfe Schüsse. Dann Stille. Er hörte die schweren Schritte eines laufenden Mannes — Fletch —, die sich ihm näherten. Er stieg wieder in den Wagen. Fletch warf sich keuchend auf den Fahrersitz. Er ließ die rauchende Pistole neben sich in das Polster fallen und trat auf den Gashebel.

Sie jagten den Weg hinunter und bogen mit kreischenden Reifen in die Harrison Street ein, ehe Fletch wieder zu Atem kam. „Sie sind weg, Harry. Alle beide."

Montag, 13. November, 22 Uhr

Er schloß die Tür zu seinem Appartement auf, und Rhea seufzte: „Heiliger Bimbam, bin ich froh, eine Menschenseele zu sehen." Thursday grunzte nur, während er den Schlüssel hinter sich umdrehte. Das Mädchen gewahrte sein verstörtes Gesicht und kicherte. „Alles halb so wild", bemerkte es. „Trink einen."

Er schüttelte den Kopf. Rhea hatte sich mit einem Groschenroman auf der Couch ausgestreckt. Ein Tablett mit Rye, Soda und einer Schale voller Eiswürfel stand neben ihr. Die Flasche war zu mehr als einem Drittel leer, ohne daß Rhea der Alkohol etwas auszumachen schien. Sie trug immer noch das schwarze Kleid, in das sie zum Abendessen geschlüpft war, hatte aber ihre Pumps von den Füßen geschleudert.

Thursday sagte: „Stell den Fernseher ab." Sie zog ein Gesicht, gehorchte aber.

Thursday ging ins Schlafzimmer.

„Wo ist dein zweites Ich?" wollte Rhea durch die Tür wissen.

„Fletch? Der besorgt sich unten ein eigenes Zimmer." Thursday schloß sich ins Bad ein, verriegelte auch die Tür noch und setzte sich hin. Er zündete sich eine Zigarette an und starrte auf den Kachelboden. Er hörte, wie Rhea den Fernsehapparat wieder andrehte. Er vernahm, wie Fletch hereinkam, seine Koffer holte und dabei kaum ein Wort mit dem Mädchen wechselte.

Bei der dritten Zigarette begannen sich Thursdays Nerven zu beruhigen. Er schalt sich einen Narren, und sein Magen hörte auf zu revoltieren.

Drei Männer waren tot. Zwei der Morde — an Kranz und Schwede — hatte er quasi befohlen. Durch Zufall natürlich, aber er hatte den Anstoß gegeben, der Fletch in Bewegung setzte. Ein Wink Harry Blues, der Macht über Leben und Tod besaß, genügte offenbar.

Thursday sagte sich, daß er nicht Harry Blue war, aber es fiel ihm schwer, sich nicht mit der von ihm gespielten Rolle zu identifizieren.

Er entschied sich, Clapp nicht sofort zu benachrichtigen. Erstens half es ihm

vielleicht bei seiner Maskerade, wenn er die Morde vorerst verschwieg — ein scheußlicher Trumpf.

Rhea fragte nicht danach, was sich im Laufe des Abends zugetragen hatte; jedenfalls nicht direkt. Sie schüttelte die Eiswürfel in ihrem Glas und meinte: „Fletch ist ein Schneehuhn, stimmt's? Beim Abendessen ging's ihm gut, aber jetzt ist er angekratzt. Er wollte nichts zu trinken", ein Einfall kam ihr, und sie ergänzte langsam, „... genau wie du. Sag mal, nimmst du am Ende auch das Zeug? Für einen Drink warst du nicht zu haben, und ..."

„Nein. Ich trinke ganz einfach nicht."

„Hm", äußerte sie zweifelnd. „Wie hältst du das bloß aus?"

Thursday gab keine Antwort darauf. Er dachte erneut über Paterson Ives nach. Sowohl als Anwalt wie als Rauschgifthändler mußte Ives für Noah Kranz von beträchtlichem Nutzen gewesen sein. Weshalb hatte Kranz ihn dann so mir nichts, dir nichts aus dem Weg geräumt? Ives hatte offensichtlich nicht geahnt, welches Verhängnis über ihm schwebte. Trotzdem mußte er für Kranz eine Gefahr bedeutet haben.

Rhea seufzte laut. „Der nächste, den ich heirate, gehört bestimmt nicht zur starken, schweigsamen Sorte. Diese Leute töten einem den Nerv."

Thursday brachte ein Lächeln zustande. „Ich habe nachgedacht."

„Natürlich! Anfangs glaubte ich auch, Harry dächte nach." Sie schnaubte. „Der hatte nur zwei Sachen im Sinn. Eine davon war Kognak." Thursdays halbes Lächeln genügte, um sie rastlos das Zimmer durchmessen zu lassen. Sie ließ sich auf seiner Sessellehne nieder.

„Warst du schon vorher verheiratet, Rhea?"

„Nein. Daß ich wieder heiraten würde, habe ich auch nicht ernst gemeint. Ich finde auf die Dauer nichts an Männern. Es gibt Wichtigeres. Alles, was man zum Leben braucht, ist Geld." Sie trank ihr Glas leer und schwankte leicht auf der Sessellehne. Als sie sich über den Mund wischte, verschmierte sie dunkelroten Lippenstift auf ihrem Handrücken. „So ging's mir auch mit Harry."

„Wo hast du ihn kennengelernt?"

„In Chikago vor zwei Jahren. Ich trat als Tänzerin auf, ehe ich merkte, daß ich als Zigarettengirl mehr verdienen konnte. Mit vierzehn habe ich zu tanzen angefangen. Ich entwickelte mich früh und schnell." Tiefsinnig fuhr sie mit der Hand über ihre Figur. „Ich glaube, ich war damals sechzehn. Harry nahm mich mit nach Hause, und dann legte er mich 'rein. Er wollte heiraten. Aber warum fragst du?"

„Aus Neugier. Mich mit Leuten zu befassen ist mein Beruf."

Sie legte die Hand leicht auf sein Haar, strich es zurück und fragte: „Was, sagtest du, ist dein Beruf, Schatz?"

„Mich mit Leuten zu befassen."

Sie stand auf und wanderte im Zimmer umher. „Dann muß ich dich wohl auch Harry nennen, wenn wir unter uns sind."

„Ganz recht."

„Also gut, Harry, während du weg warst, hat dein Arzt angerufen."

Thursday blickte sie schief an.

Rhea lachte. „Er nannte sich Davidian. Er will mit dir morgen früh um zehn im Mission Valley Club eine Partie Golf spielen. Wenn dir der Zeitpunkt nicht paßt, sollst du ihn anrufen. Du hättest seine Telefonnummer."

Thursday überdachte den Fall. „Ich bin dabei. Davidian möchte ich auf den Zahn fühlen."

Rhea musterte ihn mit zusammengekniffenen Augen. „Du dürftest als Harry durchkommen. Ihr habt beide

Bitte umblättern

Fortsetzung von Seite 45

dieselbe Nase und strahlt die gleiche kalte Wirkung aus. Natürlich hängt eine Menge davon ab, wieweit du es bringen willst — als Harry, meine ich."

„Warum?"

„Oh, nur so. Ich dachte bloß gerade daran, daß ich einige Einzelheiten kenne, was für dich ganz natürlich sein könnte, falls du dich bei Gelegenheit vergrößern und dem Syndikat eine Nase drehen willst. Stellen, wo wir waren, Leute, die ich kennengelernt habe, und so weiter."

Sie streckte die Hand aus und schnippte mit den Fingern. „Sag deinen Preis."

Thursday lächelte. „Schieß los, und wenn ich etwas höre, was Gold wert ist, sollst du's haben."

Sie begannen zu feilschen, was Rhea echtes Vergnügen zu bereiten schien. Schließlich einigten sie sich auf hundert Dollar im voraus und weitere hundert, wenn Thursday ihre Auskünfte für soviel wert hielt.

Eine Stunde später hatte Rhea die zweiten hundert. Sie hatte fast unausgesetzt geredet und ebenso getrunken, was ihr Erinnerungsvermögen nicht zu beeinträchtigen schien. Rhea Blue hatte Augen und Ohren offengehalten, sooft sie ihren Mann begleitete. Thursday erfuhr nichts, was in unmittelbarem Zusammenhang mit San Diego stand, aber ihre Auskünfte — hier eine vorgeschobene Firma, dort ein Politiker, hinter dem das Syndikat stand, Leute, die man schmieren konnte, und solche, die sich nicht bestechen ließen — betrafen fast jede Großstadt im Land. Und Thursday notierte sich alles.

Dann war es Zeit zum Schlafengehen. Den Zeitpunkt bestimmte Rhea, indem sie sich mit der Hand die Stirn rieb und murmelte: „O heiliger Bimbam!" Sie stolperte ins Nebenzimmer und begann, ihre Nylons herunterzustreifen.

„Jeder nach seinem Geschmack", kommentierte sie, als Thursday Kopfkissen und Decke von einem der Doppelbetten nahm und auf der Couch ausbreitete. Unbemerkt schmuggelte er den Revolver aus der Schreibtischschublade und verbarg ihn unter dem Sesselkissen im Wohnzimmer.

Im Dunkeln lag er da, rauchte und dachte an Merle Osborn, seine wirkliche Freundin. Sie fehlte ihm. Um diese Zeit lag sie wahrscheinlich schon im Bett, wunderte sich sicherlich, daß er nicht in seinem Büro erschienen war, und fragte sich vielleicht, ob er sie am nächsten Morgen anrufen würde.

Er seufzte und richtete seine Überlegungen wieder auf seine Arbeit. Ein langer Tag lag hinter ihm, ein unbekannter stand ihm bevor. Noah Kranz war tot; es stand nicht zu erwarten, daß der Widerstand gegen Harry Blue mit ihm erloschen war. Kranz hatte in der Mehrzahl gesprochen. Das hieß, daß er nicht allein Stellung gegen Blue bezogen hatte, ob er nun der Schütze vom „Manor" war oder nicht. Jemand anderes mochte den Widerstand organisiert haben. Aber wer? Und hatte er den Mordwagen gesteuert?

Oder ein schemenhafter, gesichtsloser Unbekannter, der sein Glück sicher von neuem versuchen würde ... Eric Soder, Dr. Davidian, Jack Genovese, Charm Wylie ... Fred ...?

Thursday tastete nach seinen Zigaretten, zündete sich eine an und betrachtete die rote Glut im Dunkeln.

Orangefarbener Lippenstift an einem Zigarettenstummel, der um 20 Uhr 26 noch gebrannt hatte. Charm hatte den Auftrag, sich an diesem Abend mit County Supervisor Hedge zu befassen, ihn ein Stück tiefer in den Sumpf zu ziehen, den das Syndikat aus San Diego zu machen gedachte. Um 20 Uhr 26 aber hatte sie gerade die Prahm verlassen, auf der Noah Kranz sein Büro unterhielt.

Nach einer Weile erhob sich Thursday geräuschlos und ging auf Zehenspitzen zur Schlafzimmertür. Leise drehte er den Schlüssel um und zog ihn ab.

Rhea rief durch die Tür: „Gute Nacht, Harry" — und kicherte.

Thursday blieb eine geschlagene Minute lang stehen. Dann grinste er und sagte: „Gute Nacht, mein Schatz", und kehrte zur Couch zurück. Die Tür ließ er trotzdem verschlossen.

Auf dem Teetisch neben ihm läutete das Telefon. Er nahm den Hörer ab und meldete sich leise. Die Stimme der Telefonistin sagte: „Ich habe ein Ferngespräch aus New York für Mr. Harry Blue."

„Am Apparat."

Eine kurze Pause, dann fragte eine Stimme aus dreitausend Meilen Entfernung: „Bist du's, Harry?"

„Klar. Und wer dort?"

Ein fernes Lachen. „Alter Witzbold. Was macht die Kunst?"

„Danke für die Nachfrage. Heute haben sie mich aus der Klinik entlassen."

„Ich weiß. Los Angeles hat mir Bescheid gesagt. Wie stehen die Aktien?"

„Die Saat blüht, wächst und gedeiht", erwiderte Thursday. Er drückte seine Zigarette aus, faßte einen Entschluß. „Vielleicht kann ich bis morgen den endgültigen Durchbruch erzielen. Wie wär's, wenn du mir eine Nummer gibst, unter der ich dich in jedem Fall erreiche?"

Ein zweites Auflachen. „Du wirst das Kind schon schaukeln. Ich fahre ein paar Tage weg. Du hörst dann wieder von mir. Mach so weiter, Harry."

Dann summte die freie Leitung an seinem Ohr. Thursday legte den Hörer auf und streckte sich im Dunkeln aus. Ein paar Sekunden lang hatte er mit dem Kopf des Syndikats gesprochen, mit dem Boß. Wer es war, würde er wahrscheinlich nie erfahren.

Dienstag, 14. November, 9 Uhr

Am nächsten Morgen schloß Thursday die am Abend versperrte Schlafzimmertür auf und trug Decke und Kissen hinein. „Aha, ich werde aus der Haft entlassen, was?" fragte Rhea. Sie saß vor dem Toilettentisch und kämmte ihre schwarzen Locken aus. Sie hatte ein durchsichtiges Negligé umgeworfen, das nur von ihren Ellbogen gehalten wurde. Darunter hatte sie nicht viel an.

Sie rief Thursday ins Badezimmer nach: „Ich bin halb verhungert."

„Du kannst schon das Frühstück bestellen, während ich mich rasiere."

„Soll das heißen, daß wir wieder hier essen? Ich wollte unten am Schwimmbecken frühstücken. An einem Rand steht ein großer Spiegel, und — hörst du überhaupt zu?"

„Aber Baby!"

Sie murrte vor sich hin, und als er den Wasserhahn zudrehte, konnte er hören, wie sie am Telefon mit dem Etagenkellner sprach. Als er herauskam, hockte sie, die bloßen Beine gekreuzt, auf der Couch und rauchte verstimmt.

Der Kellner, der das Frühstück brachte, machte große Augen bei ihrem Anblick. Rheas Laune besserte sich, während sie aß, als das Telefon klingelte.

Charm war am Apparat. Ihre Stimme klang plump-vertraulich. „Harry, Liebling, ich wollte dir nur sagen, daß ich die Sache in Angriff genommen habe." Sie erwähnte Scotty Hedge nicht namentlich.

„Fein. Wie hoch ist das Honorar?"

„Wir sind uns bei hundert Dollar pro Woche und sonstigem Entgegenkommen einig geworden."

Thursday lächelte in den Hörer. „Du machst es bestimmt einfacher, als es war."

„Aber nein, Harry. Wirklich, er hat mich nur um acht Uhr abgeholt, wir sind essen gegangen und dann hierher zurückgefahren. Anschließend haben wir uns eine ganze Weile prächtig unterhalten und — allerdings, nach Hause ging er erst heute morgen."

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

Das Kind muß einen Namen haben



DR. MED. FABIAN

Einem Kind einen Namen zu geben, ist im allgemeinen nicht besonders schwierig. Man hat sich meist schon vor der Geburt geeinigt, das Kind bekommt entweder einen familien-traditionell gebundenen Vornamen, oder man läßt sich von modischen oder gar politischen Gesichtspunkten bei der Namengebung leiten. Für die Phantasielosen gibt es außerdem lange Listen, aus denen man sich mühelos etwas Passendes heraussuchen kann.

Wie steht es bei der Medizin um die Namengebung für Krankheiten?

Die traditionelle Art der Namengebung erscheint ziemlich einfach. Sie nimmt den lateinischen bzw. griechischen Namen des erkrankten Organs als Ausgangspunkt. An diesen Namen werden Endungen gehängt, die Genaueres über Art der Erkrankung aussagen.

Beim Durchblättern eines medizinischen Lehrbuches fallen immer wieder die gleichen Endungen auf: -itis, -ose und -om. Die Endung -itis sagt dem Kundigen sofort, daß es sich um eine Entzündung des betreffenden Organs handeln muß. Das bekannteste, auch dem Laien geläufige Wort ist die „Appendicitis". Wir wissen jetzt, daß es sich um eine Entzündung des Appendix, also des Wurmfortsatzes, handelt. Neuron heißt Nerv, also ist eine Neuritis eine Nervenentzündung und eine Nephritis eine Nierenentzündung, denn Nephron bedeutet im Griechischen soviel wie Niere. Wenn der Mediziner über sich selber einen Scherz machen will, dann sagt er, wenn er an Durchfall leidet, er habe eine Renneritis.

Wenn wir beim Neuron, also beim Nerv, bleiben, können wir die zweite Endung -ose im Wort Neurose erklären. Sie wird immer dann angehängt, wenn eine nichtentzündliche Erkrankung eines Organs vorliegt, wie in der Neurose oder in der Nephrose.

Die Endung -om bedeutet Geschwulst. Ein Neurinom wäre also die Geschwulst eines Nervs, ein Mephrom eine Nierengeschwulst. Lipos bedeutet im Griechischen Fett, also ist ein Lipom eine Fettgeschwulst.

Eine ganze Reihe von Krankheiten ist auf den Familiennamen ihres Entdeckers getauft worden. Die bekannteste Krankheit dieser Gattung ist wohl der Basedow. Wer denkt heute noch daran, daß Dr. von Basedow von 1799 bis 1854 als Kreisarzt in Merseburg gelebt hat? Sein Verdienst war es, daß er die Hauptsymptome „seiner" Krankheit beschrieben hat: Glotzauge, Handzittern und schneller Puls.

Der Straßburger Pathologe von Recklinghausen hat gleich zwei verschiedene Krankheiten beschrieben. Sie tragen beide seinen Namen und rufen deshalb manchmal Verwirrung hervor. Einmal handelt es sich um eine Nervenkrankheit, die sich durch viele kleine Knötchenbildungen auf der Haut bemerkbar macht, und zum anderen um eine Knochenerkrankung, die auf Grund der Überfunktion der Nebenschilddrüsen entsteht.

Dafür gibt es dann aber auch mehrere Wissenschaftler, die zusammen eine Krankheit beschrieben und ihre Namen in einem Leiden verewigt haben, wie z. B. eine Wirbelsäulenkrankheit, die Strümpell-Pierre-Bechterew-Mariesche Krankheit.

Die Zahl der Krankheiten mit einem Familiennamen ließe sich beliebig verlängern. Es gibt eine Bürgersche und eine Pickscha Krankheit, einen Raynaud und eine Bilharzia. Alle diese Männer haben diese Krankheiten nun nicht „erfunden". Ihr Verdienst liegt zumeist darin, den Zusammenhang von Symptomen mit einer bestimmten Krankheit erkannt zu haben. Erst mit dem Wissen um diesen Zusammenhang war die Möglichkeit der Behandlung gegeben. Aus diesem Grund hat man diesen Männern zu Ehren ihre Namen in den Krankheiten verewigt. Wobei es — vom Laienstandpunkt aus gesehen — ein recht zweifelhaftes Vergnügen darstellt, seinen Namen und den seiner Nachfahren mit einer vielleicht unangenehmen Krankheit belastet zu sehen.

Gelegentlich muß der Ort des ersten gehäuften Auftretens einer Krankheit für die Namengebung herhalten. Die „Bornholmer Krankheit" zum Beispiel ist eine Virusinfektion, die in den Jahren 1904 und 1907 gehäuft in Bornholm auftrat und mit schmerzhaften Entzündungen der Rückenmuskulatur einherging. Es gibt eine „ägyptische Augenkrankheit": eine Virusinfektion, die zur Erblindung führen kann. Wir kennen eine „spanische Grippe", die nach dem ersten Weltkrieg von Spanien her nach Europa kam und sich durch ihre besondere Bösartigkeit auszeichnete.

Seltsam sind oft die Verbindungen von Krankheiten mit einem bestimmten Volk. So trat die Syphilis zuerst seuchenhaft bei der Belagerung Neapels im Jahre 1494 durch den französischen König Karl VIII. auf. Das französische Heer verbreitete die Krankheit sehr rasch in Frankreich und auch im übrigen Europa. Aus jener Zeit stammt die Bezeichnung „Franzosenkrankheit".

Auch die Engländer mußten — in Deutschland jedenfalls — für eine Krankheitsbezeichnung herhalten. Die Rachitis wird volkstümlich als „englische Krankheit" bezeichnet. Der Engländer Glisson hat den — heute falschen — Namen Rachitis in die medizinische Fachsprache eingeführt (falsch, denn es handelt sich nicht um eine Entzündung der Wirbelsäule, wie die Endung -itis vermuten läßt). Ob der Name „englische Krankheit" von der Beschreibung durch einen Engländer stammt oder weil sie als Vitamin-D-Mangel nach Hungerblockaden auftrat, läßt sich nicht mehr mit Sicherheit feststellen: In England kennt sie jedenfalls niemand unter diesem Namen.

Dafür haben die Engländer aber eine „deutsche Krankheit". Die Röteln heißen drüben „German Measles", also deutsche Masern. Woher diese Bezeichnung kommt, ist nicht ganz klar. Manchmal muß man den Eindruck haben, daß man auch in der Medizin die schlechten Eigenschaften immer dem anderen in die Schuhe schieben möchte. Will der Franzose ausdrücken, daß sich jemand heimlich aus dem Staube macht, sagt er: „Filer à l'anglais", während der Engländer meint: „To take french leave."

Fortsetzung von Seite 20

des Cortijo in eine unwirkliche Theaterbeleuchtung. Er ging über den kiesbestreuten Weg, und es war noch immer warm, und er freute sich auf Pilar. Als er an dem großen Halbbogen des Garteneingangs ankam, war einer seiner Leute gerade damit beschäftigt, die eisernen Flügel des Haupttores zu öffnen. Die Scheinwerfer des Wagens stanzten die schmiedeeisernen Ranken und den Mann davor heraus wie Schattenschnitte. Dann erloschen sie, und er hörte eine Wagentür. Seine Augen waren geblendet. Er vermochte nicht genau zu sehen. Doch da fiel Pilar bereits in seine Arme.

„Hola, Langer!"

„Hola, Nena!"

Sie nannten sich bei ihren Kosenamen.

„Hast du dich nach mir gesehnt?"

„Und wie!" — Er hielt sie an den Schultern und schüttelte sie hin und her. „Ich hab's kaum mehr aushalten können ohne dich."

„Wenn du bloß nicht immer so unverschämt lügen würdest!" Sie rieb ihre Fingerknöchel zärtlich an Juans Brust. „Warte, ich hab' noch eine Überraschung."

„Gott bewahre mich!"

„Doch, wirklich. Willst du raten?"

Pilar drehte sich plötzlich um und lief zum Wagen, und Juan hörte sie flüstern, und dann sah er im Halbdunkel jemand aus dem Wagen klettern, hörte den Kies knirschen und kniff unwillkürlich die Augen zusammen. Ein Mann. Er kam näher, betrat jetzt den grünlichen Lichtkreis, den die schmiedeeiserne Ampel auf die Einfahrt warf.

„Sieh mal . . ."

Juan starrte den Mann an. Er bewegte sich nicht. Sein Gesicht, seine Arme waren schwer. Ungläubig fragte er: „Boris? — Boris Bergen!"

Der andere nickte. Juan sah, wie er schluckte.

„Boris! Hombre! Mensch, Menschenskind! Boris . . ."

Die Pappeln. Die Pappeln am Ebro. Und der ockerfarbene Hügel des zerschossenen Straßenwärterhauses, aus dem das MG noch immer feuerte . . . Und das Kreischen der Panzerketten. Und die kleinen weißen Staubwirbel, hingetupft auf die knochenharte Erde, einer am anderen, ordentlich wie die Stiche einer Naht, einen Meter vor ihm, einen Meter hinter ihm, rechts auf dem kleinen Erdwall, hinter dem er Deckung gesucht hatte.

So war es damals gewesen.

Und der Himmel blieb blau, und weiße Wolken zogen darüber. Ziemlich hoch und völlig unbeteiligt. Und das Blut floß aus der Wunde, warm und angenehm und auch völlig unbeteiligt, und er spürte, wie das Blut die Schmerzen fortnahm und auch die Angst. Und wie schön es wurde, so allein zu sein, und er spürte, daß die Einsamkeit vor dem Sterben den Schrecken verlor.

Bis dann Boris auftauchte. Sein Gesicht zuerst.

Boris. Boris' Gesicht. Die Rettung. Seit Stunden das erste Menschengesicht . . .!

Dasselbe Gesicht. Wie jetzt. Die grauen, prüfenden Augen. Der nachdenkliche Ausdruck um den Mund. Und die hellen Haare verdreckt und verklebt. Aber trotzdem so hell, daß es einem beinahe weh tat. Staub lag darauf wie auf schmutzigem Metall.

Juan Montalva hatte die Hand auf Bergens Schulter gelegt. „Du — Boris! Daß ich dich noch mal sehe! — Ich dachte, dich gibt's nicht mehr."

„Stimmt nicht."

Und da wich der Schock von Juan Montalva. „Mensch!" — Er lachte. Es war ein lautes, fröhliches, starkes, unkontrolliertes Lachen. „Daß du hier bist! Ich werd' verrückt. Wirklich, ich werd' verrückt! Laßt uns ein Kalb schlachten! Was heißt Kalb? Einen Ochsen! Komm, Boris. Komm . . ."

Fortsetzung in der nächsten BUNTEN

Falsche Rechnung

Frau Dora (ohne Altersangabe) schreibt:

Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. Hier meine Geschichte: Vor 13 Jahren verlor ich meinen Mann unter tragischen Umständen. Bald darauf lernte ich durch meine Tochter einen Mann kennen, der 20 Jahre jünger als ich ist. Er war total heruntergekommen. Ich habe ihn aufgenommen, ausstaffiert und gesellschaftsfähig gemacht. Er hat bei mir gelebt und gewohnt, als ob es sein eigenes Haus wäre. Meinen Kindern und allen meinen Bekannten war das gar nicht recht, aber ich habe ihn verteidigt, wenn man schlecht von ihm sprach.

Leider hat er es mir schlecht gelohnt. Immer wieder hat er Liebschaften gehabt, die er aber sofort aufgab, wenn ich davon erfuhr und ihm Szenen machte. Einmal waren wir wegen solcher Liebschaften ein halbes Jahr auseinander, aber dann ist er wieder zurückgekommen. Eine Heirat schlug er jedoch ab.

Da ich sehr vermögend bin, richtete ich ihm ein Mietwagenunternehmen ein. Von meinem Geld kaufte er sich den ersten Autobus. Damit hat das Unglück angefangen. Schon bei einer ersten Reise lernte er eine Frau, eine Akademikerin, kennen. Von da an gab es nur noch Streit, denn von der hat er nicht mehr gelassen. Was kann ich dafür, daß die gescheiter und jünger ist als ich? Ich habe ihn doch aus dem Dreck gezogen und zu dem gemacht, was er heute ist. Einmal habe ich dann die Nerven verloren und ihn auf die Straße gesetzt. Diesmal ist er nicht zurückgekommen.

Oh, wie ich diese Frau hasse. Umbringen könnte ich sie. Oder ich werde sie beide in der Gesellschaft so unmöglich machen, daß kein Mensch mehr mit ihnen redet und er vor die Hunde geht.

Sagen Sie mir doch, was ich machen soll, daß er wieder zu mir zurückkommt . . .

Dr. Brand antwortet:

Sehr geehrte Frau Dora, die Rechnung, die Sie da aufmachen, stimmt von oben bis unten nicht. Sie kann daher auch nicht aufgehen. Sie dürften eine Frau in den Vierzigern sein. Und der Mann, an den Sie Ihr Herz gehängt haben, ist 20 Jahre jünger als Sie? Du lieber Himmel, das ist ja ein ganzes Bündel von Problemen, die sich allein schon aus dem Altersunterschied ergeben.

Und weiter: Man kann sich für einen Menschen aufopfern, man kann alles für ihn tun, und man kann auch von ihm verlangen, daß er sich dafür dankbar zeigt. Aber — Liebe ist etwas, was man höchstens erhoffen, nicht aber verlangen, erzwingen kann.

Keine Mißverständnisse, bitte. Ich verteidige nicht etwa den Mann, den Sie „aus dem Dreck gezogen" haben und der sich zum Dank dafür von Anfang an schäbig benommen hat. Sie sollen und müssen nur einsehen, daß Ihre Rechnung sowieso falsch war und einer gründlichen Revision bedarf. Was zu revidieren ist, habe ich Ihnen gesagt. Und wenn Sie einsehen, daß das alles nicht gutgehen konnte, kommen Sie auch wieder ins Gleichgewicht. Aber wünschen Sie sich den Mann nur nicht wieder zurück. Werden Sie vernünftig und seien Sie froh, daß Sie ihn los sind.

Dr. Brand gibt RAT UND ANTWORT

Wenden Sie sich vertrauensvoll an Redaktion BUNTE Illustrierte (Abt. Dr. Brand), 76 Offenburg/Baden. – Die kostenlose Beratung erfolgt auf Wunsch brieflich, sonst ohne Namen an dieser Stelle. Vergessen Sie, bitte, Absender und Rückporto nicht.

Fränzchen lügt und ist nicht sauber

Eine ratlose Mutter schreibt:

Unser vierjähriges Fränzchen, das jüngste von drei Kindern, die alle in Ordnung sind, macht uns größte Sorgen. Mein Mann und ich sind völlig verzweifelt, denn da wir ein Geschäftshaushalt sind, können wir uns nicht viel um die Kinder kümmern. Es geht mit der Erziehung so ziemlich in Bausch und Bogen. Also, Fränzchen lügt wie gedruckt und tischt uns die tollsten Geschichten auf. Ferner ist der Junge nicht sauber. Er ist „Nässer", was ich besonders schlimm finde.

Dr. Brand antwortet:

Das Verhalten des Kindes, das Geschichtenerzählen, das Lügen und auch Bettnässen kann auf den Drang, sich bemerkbar und auf sich aufmerksam machen zu wollen, zurückzuführen sein. Mit anderen Worten, es kann die kindlich-primitive Reaktion auf das Gefühl sein, von den Eltern nicht genügend beachtet und nicht genügend geliebt zu werden. Sie sagen ja selbst, daß sich in Ihrem Geschäftshaushalt keiner so recht um die Kinder kümmern kann. Fränzchen ist vielleicht besonders „nesthäkig" und hat den bei Kindern nicht ungewöhnlichen Ausweg gefunden, sich durch die genannten Unarten die Beachtung der Eltern zu erzwingen. Sie müßten sich also für den Jungen doch etwas mehr Zeit nehmen, ohne ihn besonders zu verwöhnen und den anderen Kindern vorzuziehen. Es kommt alles auf die richtige Führung an. Nur keine Panik, wenn Fränzchen „nicht sauber" ist, oder „wie gedruckt lügt"!

Muttchen allein im Urlaub

Frau Ungenannt (59) schreibt:

In meinem Alter fahre ich noch tagtäglich zur Arbeitsstelle. Wenn acht bis neun Monate vom Jahr vorüber sind, brauche ich unbedingt Urlaub. Aber alle Jahre wieder habe ich mit meinem Mann Krach wegen dieses Urlaubs. Er sagt dann: „Du fährst weg und läßt mich mit meinem Leiden allein!" Dabei ist es so, daß mein Mann von seinem Leiden fast nichts merkt, wenn er sich vor Erkältung schützt und nichts Kaltes trinkt.

Es wäre freilich ideal, wenn wir zu zweit in Urlaub fahren würden, aber mein Mann ist nicht dazu zu bringen. Außerdem paßt er sich auch schlecht in Gesellschaft ein. Ein solcher gemeinsamer Urlaub wäre für mich ein Nervenverschleiß.

Ich muß erwähnen, daß ich mir mein Brot allein verdiene und von meinem Mann für die alten Tage nichts zu erwarten habe. Er hat nirgendwo einbezahlt.

Wenn ich am Abend heimkomme, wartet auf mich noch allerhand hausfrauliche Arbeit, während er sich einfach an den Tisch setzt. Von meinem Jahresurlaub geht ohnehin ein Teil für den Großputz ab. Würde ich den Rest des Urlaubs zu Hause verbringen, stünde es gesundheitlich schlecht um mich.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß mein auswärtiger Urlaub eine Pflichtverletzung meinem Mann gegenüber sein soll. Wie denken Sie darüber?

Dr. Brand antwortet:

Nicht anders als Sie, meine Liebe, wenn ich es auch schön finde, daß Vater die Wärme, die er braucht, immer nur bei Ihnen sucht. Das ist ein Kompliment für Sie!

Aber — Ihr Mann sollte auch gönnen können, wo er es bei Ihnen so gut und eigentlich täglich „Urlaub im eigenen Heim" hat. Er soll Ihnen ruhig mal „frei" geben! Die paar Selbstbedienungstage schaden ihm bestimmt nicht.

Fahren Sie, und fahren Sie auf jeden Fall allein. Ein Pflichtenkreis, aus dem man sich nicht hin und wieder löst, wird zum Teufelskreis, aus dem man sich nicht mehr lösen kann, weil man in der Pflicht erstarrt — oder müde, apathisch und mürbe wird. Letzten Endes ist es doch wieder Ihr Mann, der den Nutzen von Ihrem Urlaub hat. Denn nur ein ausgeruhtes Frauchen bringt die von ihm geforderte Pflege, Wärme und Herzlichkeit auf. Gute Reise!

Gewisse Bücher und Bilder

Herr E. E. (36) schreibt:

Ich wende mich in einer peinlichen Angelegenheit an Sie, erbitte aber eine Antwort in der BUNTEN, da ich vermeiden möchte, daß Ihr Schreiben in die Hände meiner Frau gerät.

Ich habe festgestellt, daß meine Frau, mit der ich seit 18 Monaten verheiratet bin, heimlich Bücher mit für meine Begriffe unsittlichem Inhalt und unsittlichen Abbildungen liest.

Meine Frau ist 26 Jahre alt, stammt aus ehrbarer Familie und ist sittlich erzogen worden. Auch ich persönlich bin in dieser Beziehung äußerst penibel und zurückhaltend. Um so mehr stört mich das Verhalten meiner Frau, für das ich keine Erklärung finde. Ich erwäge den Gedanken an Scheidung . . .

Dr. Brand antwortet:

Ich weiß natürlich nicht, wo bei Ihnen das Sittliche aufhört und das Unsittliche beginnt. Immerhin scheint sich Ihre Frau schon nach anderthalb Ehejahren mit Dingen im Bereich des Intimlebens zu beschäftigen, die nur dann eine Anziehungskraft ausüben, wenn man selbst etwas auf diesem Gebiet und in diesem Bereich — entbehrt. Mit anderen Worten, Ihre Frau sucht in den gewissen Büchern mit den gewissen Abbildungen einen Ersatz für eine wahrscheinlich kühlere und damit enttäuschende Wirklichkeit.

Auch Frauen aus „ehrbarer Familie" sind keine Engel und wollen und sollen es auch nicht sein. Eheliche Intimbeziehungen sind ja nichts Unsittliches, nicht wahr, und schließlich und letzten Endes hängt ja der Fortbestand der Weltgeschichte davon ab.

Ich glaube nicht, daß bei Ihrer Frau eine „abseitige" Neigung vorliegt. Vermutlich liegt es an Ihrer zu großen „Zurückhaltung", daß Ihre Frau in Büchern auf der Suche nach einem Ersatz für Entbehrtes ist. Vielleicht sehen auch Sie sich die Bücher mal an. Sind diese Dreck, schmeißen Sie sie weg und gehen Sie zum Arzt, der Sie gern über das richtige Verhalten in der Ehe belehrt und der die Grenzen des Schicklichen nicht so eng wie Sie zieht. Hier kommt doch keine Scheidung in Frage, sondern im Gegenteil eine festere und innigere Bindung an Ihre Frau. Wenn es dazu kommt, liest sie auch diese gewissen Bücher nicht mehr.



Wo viele Wege enden ... Junge Mädchen, die den Verlockungen gerissener Manager erliegen oder gewaltsam entführt werden, landen oft als „Tänzerinnen" im Orient.

Monte Carlo
100 Jahre Spielkasino

Paradies der Mädchenhändler

Ein Bericht von Bernd Ruland

Draußen warten schon wieder zwei junge Damen, die kein Fahrgeld für die Rückfahrt haben", meldet die Sekretärin des deutschen Konsuls in Monako ihrem Chef.

Monsieur Farnoux, der das Deutsche Reich im Fürstentum vertritt, lächelt nachsichtig und sagt:

„Nun, herein mit ihnen!"

Vor dem Schreibtisch des Konsuls nehmen zwei verängstigte Mädchen, etwa 22 Jahre alt, Platz.

„Na, jetzt beichten Sie mal ... Kleinen Ausflug nach Monte Carlo gemacht — und dann alles verspielt! Stimmt's?"

Konsul Farnoux, wegen seiner Freundlichkeit und seiner guten Laune, die ihn nie verläßt, sehr beliebt im Fürstentum, beobachtet die beiden Mädchen mit väterlichem Verständnis.

„Woher wissen Sie das, Herr Konsul?" fragt eine der beiden jungen Damen, eine Berlinerin.

„Das ist nicht schwer zu erraten, mein Kind", antwortet Farnoux. „So etwas erlebe ich jede Woche hier. Sie möchten also Fahrgeld, um nach Hause zurückkehren zu können ..."

Die beiden Mädchen nicken gleichzeitig, wie auf Kommando. Sie haben sich alles viel schwieriger vorgestellt.

„Und was sind Sie von Beruf?" möchte Farnoux wissen.

„Krankenschwester", sagt die eine, wiederholt die andere.

Der deutsche Konsul lächelt. Schon wieder Krankenschwestern ... Was ist nur los in diesem Jahr? Wird 1912 für Monte Carlo das „Jahr der deutschen Krankenschwestern"?

Jetzt ist November, und Farnoux hat bisher schon 54 deutsche Krankenschwestern nach Deutschland zurückbefördert. Bei diesen kleinen Spielerinnen, die nur ihr erspartes Taschengeld im Spielkasino verloren haben, sorgt die Bank nicht für die Rückfahrt. Sie greift nur ein mit Fahr- und Taschengeld, wenn ein Gast mehr als 5000 Franc verloren hat. Für „kleine Fische" sind die Konsulate zuständig.

Im Fürstentum Monako sind vor dem ersten Weltkrieg 24 Staaten durch Konsulate vertreten. Und die Hauptaufgabe für viele besteht darin, dafür zu sorgen, daß Urlauber schleunigst wieder in ihre Heimatländer zurückkehren können, wenn sie am Roulett alles verloren haben und völlig mittellos dastehen. In vielen Fällen gibt die Spielbank den Konsulaten sogar Zuschüsse, damit alles reibungslos abgewickelt werden kann.

Auch die beiden jungen Damen — die eine aus Berlin, die andere aus Stettin — wissen sich beim Konsul Deutschlands in guten Händen. Sie bekommen eine Fahrkarte und außerdem ein kleines Zehrgeld.

1912 sind es insgesamt 61 deutsche Krankenschwestern, die Rat und Hilfe bei Herrn Farnoux gesucht und bekommen haben. Er kennt auch den Grund für diese seltsame Invasion der „Karbolmäuschen".

1911 hat eine Krankenschwester aus Hamburg in Monte Carlo ihr Glück gemacht: Zuerst hat sie mit 10 Mark mehr als 3000 Franc im Kasino gewonnen, dann einen reichen Kavalier kennengelernt, der ihr die Schönheiten der Riviera zeigte und sie schließlich sogar mit dem Automobil nach Hause brachte.

Ihr Erlebnis hat sich mit Windeseile herumgesprochen. Und warum sollte anderen nicht auch gelingen, was einer Kollegin aus Hamburg möglich war? Aber alle haben sie Pech. Das Glück läßt sich nicht kommandieren. Nur selten verschenkt es seine Gunst.

Drei junge deutsche Mädchen sind 1913 sogar spurlos verschwunden. Nach dem Krieg hat man erst wieder von ihren Abenteuern gehört — als sie krank an Leib und Seele aus Nordafrika zurückkehrten ...

Unter den mehr als zweieinhalb Millionen Besuchern, die vor dem ersten Weltkrieg jährlich nach Monte Carlo kommen, befinden sich viele alleinstehende junge Mädchen aus allen Ländern Europas, die der große Magnet „Riviera" unwiderstehlich angezogen hat.

Die meisten dieser jungen Damen fahren wieder rechtzeitig nach Hause zurück — wenn sie sehen, daß die Wirklichkeit ganz anders ist als die Wunschbilder der Phantasie.

Viele landen schließlich auf den Konsulaten ihrer Länder — wenn die Träume von hohem Gewinn oder von der Heirat mit einem reichen Mann unerfüllt bleiben.

Und einige werden zu williger Beute raffinierter Mädchenhändler, die damals schon ihre dunklen Geschäfte in Monte Carlo machen und ihre „Ware" nach Nordafrika exportieren.

Wer aber nicht den Überredungskünsten dieser Gangster erliegt und nicht auf den Leim süßer Versprechungen geht, findet gelegentlich auch einen anderen Weg aus der Notlage.

Der Hauptkassierer der Spielbank von Monte Carlo stutzt eines Abends, als er die Goldstücke zählt und in kleine Säcke birgt und Geldnoten zu dicken Päckchen bündelt.

Da hält er plötzlich eine 100-Franc-Note in seinen Händen, betrachtet sie nachdenklich und schüttelt den Kopf. Er ist selbst Familienvater und weiß, welche Tragödie dieser Geldschein dokumentiert.

Er hat schon viel erfahren und erlebt in den Jahrzehnten seiner Tätigkeit bei der Spielbank von Monte Carlo, aber das ist etwas, was er noch nicht gesehen hat.

„Für dich gab ich die Unschuld", ist mit zitternder Hand in deutscher Sprache auf die Geldnote geschrieben.

Der Beamte starrt lange auf diesen Schein. Die mit Bleistift gekritzelten Buchstaben beginnen vor seinen Augen zu tanzen. Und er versucht, sich das Mädchen vorzustellen, das diesen Satz geschrieben hat, und er bemüht sich, nachzuempfinden, was diese junge Deutsche gedacht und durchlitten haben mag.

Er tauscht diesen Schein gegen einen eigenen aus seiner Brieftasche aus, um das Dokument aufzuheben.

Mit einem 100-Franc-Schein beginnt es ... Für viele ist es der Anfang eines Weges, der in völlige Verzweiflung und ins tiefste Elend führt. Für ganz wenige aber ist es auch der Anfang einer „Karriere", die schließlich in den Kreis der großen Kokotten führt.

Während vor dem ersten Weltkrieg die Fälle nachgewiesenen Mädchenhandels an der Riviera verhältnismäßig selten sind, erreichen sie nach 1920 ein erschreckendes Ausmaß. Vor

allem ist die „Nachfrage" nach blonden jungen Frauen sehr groß.

Skrupellose Geschäftemacher, die unter der Maske hilfsbereiter und eleganter Gentlemen aufzutreten wissen, machen reiche Beute und können alle Aufträge der großen Organisatoren des Mädchenhandels, die sich anonym im Hintergrund bewegen, prompt erledigen.

*

Eine auffallend hübsche junge Dame verläßt völlig verstört das Postamt von Monte Carlo.

„Bedaure sehr, Mademoiselle, für Sie ist leider immer noch nichts da", hat ihr soeben der Beamte erklärt, der hinter dem Schalter für postlagernde Sendungen sitzt.

Violet Carter, Studentin aus London, weiß nicht, daß sie seit Tagen von einem nicht mehr ganz jungen Mann beobachtet wird, der durch einen Mittelsmann genau darüber unterrichtet ist, welches junge Mädchen im Spielsaal alles verloren hat und nun verzweifelt nach Geld sucht.

An diesem Morgen spricht er die Engländerin an.

„Ich sehe, daß Sie Sorgen haben, Mademoiselle", sagt er mit gespielter Warmherzigkeit. „Ich ahne, was Sie bedrückt. Sie brauchen Geld, nicht wahr? Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen helfe?"

Die bildhübsche Violet Carter reagiert nicht und geht weiter. Aber der Mann ist hartnäckig und weiß so vertrauenerweckend aufzutreten, daß sie schließlich fragt:

„Wie kommen Sie dazu, mir Ihre Hilfe anzubieten, Monsieur?"

„Reine Gefälligkeit ... Nennen Sie es meinetwegen auch Menschenliebe oder Mitleid. Jedenfalls — Sie können mir vertrauen ..."

In diesem Augenblick zückt er seine Brieftasche, entnimmt ihr 300 Franc und sagt:

„Hier — nehmen Sie. Es genügt, wenn Sie mir das Geld bis Ende der Woche zurückerstatten. Stecken Sie es in einen Umschlag und geben Sie es im »Hotel Hermitage« ab. Mein Name ist Carlo Calvari ..."

Ganz instinktiv nimmt Violet Carter das Geld. Ehe sie sich bedanken kann, hat der geschmeidige Carlo Calvari den Hut gezogen und ist verschwunden.

Die englische Studentin hat Glück. Zwei Tage später bekommt sie in einem versiegelten Wertbrief 60 englische Pfund von einer guten Freundin in England und kann das geliehene Geld sofort zurückzahlen. Der Rest genügt, um ihre Hotelrechnung zu begleichen und die Heimreise zu finanzieren.

Andere junge Damen, die ihre kleinen Ersparnisse am Roulett verloren haben, erhalten keinen „Nachschub" von einer guten Freundin oder den Eltern. Sie gehen Carlo Calvari ins Garn. Wenn sie nach einer Woche die geliehenen Beträge nicht zurückzahlen können, weiß der Kavalier einen Ausweg ...

„Möchten Sie sehr viel Geld verdienen? Ich kann Ihnen ein fantastisches Angebot machen. Hier — Sie brauchen nur zu unterschreiben. In wenigen Jahren werden Sie so viel Geld verdient haben, daß Sie sorgenfrei leben oder Ihren künftigen Herrn Gemahl mit einer großartigen Aussteuer erfreuen können ..."

Und die Mädchen unterschreiben — einen Vertrag, der sie verpflichtet, in Nordafrika als Sekretärin eines reichen Mannes zu arbeiten.

Eine aber „riecht rechtzeitig Lunte" und kann noch abspringen: Isolde Glöckner aus Karlsruhe.

Als sie im Februar 1924 schon ihren Namen unter das gefährliche Dokument gesetzt hat, kommt ihr die Sache nicht geheuer vor. Sie wendet sich an die Polizei und berichtet dort ihr Erlebnis.

Kommissar Delamare wittert die Chance, einen Mädchenhändlerring zu sprengen, und schlägt der Deutschen vor:

„Gehen Sie auf alles ein. Fahren Sie nach Nordafrika. Tun Sie so, als seien Sie völlig arglos. Ich garantiere dafür, daß Ihnen nichts geschehen wird. In spätestens drei Wochen können Sie wieder zu Hause sein."

Das tapfere und unternehmungslustige Mädchen aus Karlsruhe ist einverstanden.

Am nächsten Tag fährt Carlo Calvari sie im Auto nach Marseille, händigt ihr dort Fahrkarten aus und übergibt sie einem Komplicen, der sich als rechte Hand des künftigen Chefs von Isolde Glöckner vorstellt.

Die beiden Ganoven wissen nicht, daß sich außer Kommissar Delamare noch zwei Kriminalbeamte aus Nizza, beide als harmlose Touristen getarnt, an Bord des Schiffes befinden, das nach Tanger ausläuft. Auch Isolde Glöckner ist nicht unterrichtet.

Von Tanger aus fährt sie mit dem Zug nach Fès. Hier wird sie in eine luxuriös ausgestattete Villa gebracht, die im Stadtteil Fès el-Bali liegt.

In ihrem mit allem Komfort eingerichteten Zimmer wartet sie gespannt auf das, was sich nun ereignen soll ...

Am Abend des ersten Tages erscheint der junge Mann, der sie von Marseille bis hierhin begleitet hat, und bittet sie, schleunigst in den Salon zu kommen.

„Unten wartet Ihr künftiger Chef mit einigen reichen Freunden ..."

In einem Raum, mit Teppichen ausgelegt, mit vielen Spiegeln an den Wänden, mit schweren Sesseln und überdimensional großen Sofas möbliert, sind einige höchst spärlich bekleidete Europäerinnen versammelt, rauchen Zigaretten und trinken Champagner.

Als Isolde Glöckner in den Raum tritt, wird sie sofort von allen Damen umringt und mit Fragen bestürmt. Sie gibt bereitwillig Auskunft.

Wenige Minuten später erscheinen die ersten Besucher. Die Deutsche wird von einem feisten Marokkaner, der europäische Kleidung trägt, auf ein Sofa gebeten. Isolde muß alle Kraft zusammennehmen, um ihre Angst zu verbergen. Den Zudringlichkeiten ihres Kavaliers erwehrt sie sich geschickt. Sie muß Zeit gewinnen.

Über den Zweck des Etablissements, in dem sie sich aufhält, gibt es für sie keine Zweifel mehr. Ihr wird immer unbehaglicher zumute. Sie hat schon das vierte Glas Sekt getrunken. Sie findet bald keine Ausreden mehr, um nicht mit dem Marokkaner in einer kleinen Kemenate zu verschwinden.

Drei neue Gäste werden von einer bunt gekleideten Negerin in den Raum geführt. Sie bestellen Sekt und spielen die stürmischen Liebhaber. Fräulein Glöckner atmet erleichtert auf. Sie erkennt Delamare.

Während zwei Mädchen, fast völlig entkleidet, einen Bauchtanz aufzuführen beginnen, ziehen die drei Kriminalbeamten ihre Pistolen, und einer von ihnen ruft:

„Niemand verläßt den Raum! Jeder Fluchtversuch ist sinnlos. Das ganze Haus ist von Polizei umstellt."

Der Besitzer der sündigen Villa und zwei seiner engsten Mitarbeiter werden verhaftet und vor Gericht gestellt. Ein Telegramm nach Nizza sorgt dafür, daß auch Carlo Calvari festgenommen wird.

In dem Prozeß, der wenige Wochen später eröffnet wird, versucht er sich damit herauszureden, er habe doch nur den Mädchen helfen wollen. Calvari wird so in die Zange genommen, daß er einige seiner Kumpane verrät, die in Antwerpen und Paris arbeiten und — genau wie er — Mädchen nach Rabat, Casablanca, Fès und Tanger „exportieren".

Dieses Geständnis wirkt strafmildernd für ihn. Er wird zu nur drei Jahren Gefängnis verurteilt. Und Isolde Glöckner erhält eine Belohnung von 2000 Franc.

Bitte umblättern

Monte Carlo

Fortsetzung von Seite 51

Eine Mädchenhändlerbande ist gesprengt und unschädlich gemacht. Aber andere arbeiten weiter — bis auf den heutigen Tag.

In den Jahren von 1945 bis 1954 verschwinden allein aus Frankreich 180 000 Frauen und Mädchen, die als vermißt gemeldet werden. Nur 58 000 werden später gefunden.

„Was geht hier vor?" fragt im Jahre 1955 die französische Abgeordnete Madame Francine Lefèvre vor aller Öffentlichkeit. „Wo bleiben die restlichen 122 000 Mädchen und jungen Frauen unseres Landes, von denen die Polizei bis heute nicht die geringste Spur entdecken konnte?"

Nun, immer wieder werden Spuren gefunden, Vermißte aufgespürt und Mädchenhändler festgenommen.

Da ist Bernard Raban, der jahrelang junge Mädchen angelockt, nach Südamerika „vermittelt" und je Stück „weiblicher Ware" 800 Mark bezogen hat. Der große Mann im Hintergrund ist der geheimnisvolle Monsieur Jean, der zahlreiche „gastliche Häuser" in Caracas und anderen südamerikanischen Städten unterhält und ständig „Nachschub" braucht. Einer der „Schlepper" genannten Agenten Rabans arbeitet an der Riviera und speziell in Monte Carlo. Dank der Wachsamkeit der Polizei gelingen ihm aber hier nur drei „Fänge".

Aufgeflogen ist dieser Ring Ende 1955 durch das Geständnis der Pariser Bardame Simone Zarud.

Sie macht in einem Pariser Nachtlokal die Bekanntschaft eines bieder aussehenden Gastes, zu dem das Mädchen bald Vertrauen faßt. Sie erzählt ihrem neuen Freund von ihren finanziellen Sorgen und von ihrem Wunsch, eine besser bezahlte Stellung zu finden.

„Gehen Sie doch nach Caracas. Dort können Sie ganz leicht mindestens 10 000 Mark im Monat verdienen. In wenigen Jahren können Sie reich nach Paris zurückkehren ..."

Mademoiselle Zarud, etwas skeptisch, geht nicht sofort auf das Angebot ein. Aber Bernard Raban läßt nicht locker:

„Sie dürfen nicht zu lange zögern, sonst wird die Stelle von einer anderen Dame besetzt. Also. Das schönste Mädchen von Monte Carlo wird sonst an Ihrer Stelle nach Südamerika fahren und viel Geld verdienen ..."

Da sagt Simone Zarud zu. Aber ihr kommt die Sache immer noch nicht geheuer vor. Sie spricht mit einem ihrer Bekannten über den Fall. Der benachrichtigt sofort die Polizei.

In dem Augenblick, in dem Bernard Raban der hübschen Pariserin auf dem Flugplatz Orly die Reisepapiere aushändigt und letzte Verhaltungsmaßregeln gibt, greift die Polizei zu und verhaftet den scheinbaren Biedermann, der in Wirklichkeit eine der wichtigsten Figuren in einem großen Mädchenhändlerring ist.

In mühseliger Arbeit gelingt es Interpol, in Paris, Nizza, Antwerpen und Luxemburg weitere Männer zu verhaften, die für den Frauennachschub nach Südamerika sorgen. Der große Unbekannte aber, Monsieur Jean, wird nicht gefunden. Er ist längst unter anderem Namen untergetaucht, hat neue Häuser irgendwo in Südamerika eröffnet und neue Agenten für seine Unternehmen gefunden.

Die schlimmsten Geschäftemacher des „weißen Sklavenhandels" sind die Brüder Eugenio und Carmelo Messina, die ihr einträgliches Geschäft 1930 beginnen und in allen europäischen Städten „Filialen" einrichten.

Jahrelang unterhalten sie in England zahlreiche Absteigequartiere und versorgen alle öffentlichen Häuser, vor allem in Nordafrika, mit jungen Mädchen. Ihre Helfer an der Riviera machen sich in Monte Carlo nach bewährtem Vorbild an jene Mädchen heran, die ihr Glück im Spielsaal versuchten und plötzlich vor dem Nichts stehen.

Im Jahre 1956 werden die gefährlichen Brüder Messina, denen der Boden in England zu heiß wurde, in Belgien verhaftet und zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt. Bei ihrer Festnahme in einem eleganten Nachtklub des belgischen Seebades Knocke trägt jeder von ihnen fünf Pässe bei sich — jeder auf einen anderen Namen ausgestellt. Außerdem führen beide einen schußbereiten Revolver mit sich.

Die Messinas haben ihre Strafe inzwischen abgesessen. Irgendwo sind sie wieder am Werk. Wo — das wird man möglicherweise nie, vielleicht aber auch in einigen Jahren erfahren. Das Geschäft mit Mädchen erlebt weiter Hochkonjunktur.

Auch Emanuel Mauro, der jahrelang Mädchen nach Casablanca, Oran und Algier vermittelte und sie vorher als „frische herrliche Blumen" telegrafisch ankündigte, hat längst seine Strafe, die er 1954 antrat, verbüßt.

Selbst wenn er seinem alten Geschäft nicht mehr nachgeht: Andere werden an seiner Stelle tätig sein.

Wenn alle Verlockungen erfolglos bleiben, scheuen die Mädchenhändler auch nicht vor Raub zurück.

1954 stoppt an einer Autobushaltestelle auf der Petite Corniche zwischen Monte Carlo und Nizza eine schwarze Limousine. Ein junges Mädchen, das dort auf den Bus wartet, wird blitzschnell in den Wagen gezerrt. Ehe Augenzeugen den Vorfall recht begreifen können, ist der Wagen davongesaust.

Das junge Mädchen, eine Verkäuferin aus Villefranche, ist bis heute spurlos verschwunden.

Wenige Wochen später wird auf der Moyenne Corniche eine junge Dame von einem Sportwagen angefahren — absichtlich natürlich. Aber der Fahrer erweist sich unter tausend Entschuldigungen als hilfsbereiter Gentleman und bietet sich an, die hübsche Frau in das nächste Krankenhaus zu schaffen.

Aber sie wird nicht dorthin befördert, sondern in ein Haus, wo man sie betäubt und dann mit Hilfe von Mittelsmännern auf ein Schiff bringt, das nach Afrika fährt.

Diese „leichten Unfälle" sind ein beliebter Trick der Mädchenhändler. Die Polizisten an der Riviera und die Flics von Paris wissen ein Lied davon zu singen.

Zum Glück schlägt aber auch manches Unternehmen der Mädchenhändler fehl ...

Ende des Jahres 1922 liegt im Hafen von Monako eine schneeweiße Jacht, deren Größe und Schönheit auf einen sehr reichen Besitzer schließen lassen. Es ist der Südamerikaner Ramón Campero, dem einige Goldminen, riesige Ländereien und große Viehherden gehören.

Campero weilt in Europa, um einmal seinen Vergnügungslaunen freien Lauf zu lassen und sich „unter den Töchtern der Länder umzusehen". Er ist fest entschlossen, die Schönste von ihnen mit in seine Heimat zu nehmen.

In Monte Carlo lernt er einen Ungarn kennen, der während des Krieges Hauptmann bei den Honveds war und jetzt seinen Lebensunterhalt als Maitre de plaisir verdient: Janos Föl des.

Er begleitet den reichen Südamerikaner durch sämtliche Lokale Monte Carlos und Nizzas. Wenn Ramón Campero ein Mädchen besonders gut gefällt, ist es die Aufgabe von Janos Földes, die Bekanntschaft zu vermitteln. Das fällt dem ehemaligen Offizier, der seinen Charme und sein gu-

tes Aussehen für alle Zwecke einzusetzen weiß, nicht schwer.

Eines Abends besuchen die beiden in Monte Carlo eine Varieté-Vorstellung, in der „Die vier Fledermäuse" auftreten, vier bezaubernd schöne deutsche Artistinnen.

Während die Mädchen durch die Luft wirbeln und in ihren knappen Kostümchen graziös über die Bühne tänzeln, werden die Augen des Südamerikaners immer begehrlicher.

„Die muß ich haben!" flüstert er dem Ungarn zu.

„Alle auf einmal?"

„Natürlich — alle vier!"

„Das wird sich machen lassen. Aber es wird eine Kleinigkeit kosten, Señor Campero."

„Geld spielt keine Rolle."

„Unter 500 000 Franc ist da nichts zu machen ..."

Das sind nach damaligem Kurswert rund 60 000 Mark.

„Nicht billig", antwortet Ramón Campero, ohne seinen Blick von den hübschen Mädchen zu wenden.

„Sie sind es wert — glauben Sie mir", versichert der Ungar.

Janos Földes tut so, als kenne er die vier Mädchen gut. In Wirklichkeit hat er sie noch nie gesehen.

„Also — einverstanden: 500 000 Franc!"

„Ich werde dafür sorgen, daß Ihr Wunsch noch heute nacht erfüllt wird, Señor Campero. Spätestens zwei Stunden nach Mitternacht sind sie an Bord Ihrer Jacht."

Ramón Campero schmunzelt zufrieden.

Nach der Vorstellung begibt sich Janos Földes hinter die Bühne und überrascht die Mädchen mit der Frage:

„Möchten Sie in Paris und New York auftreten? Es weilt gerade ein Manager in Monte Carlo, der Ihre Bekanntschaft machen und Ihnen einen Vertrag anbieten möchte ..."

Die „Fledermäuse" sind Feuer und Flamme und lassen sich von dem eleganten und vertrauenerweckenden Ungar in das vornehme Speiselokal „Noel & Pattard" führen.

Földes bestellt ein vorzügliches Essen und Champagner. Geschickt manipuliert er nach dem Hauptgericht ein Schlafmittel in die Sektgläser der Mädchen, das nach einer halben Stunde wirkt.

„Und nun, meine Damen, werden wir zu dem Herrn fahren, der Ihnen das Tor zu den Bühnen der größten Varietés der Welt öffnen wird!"

Er geleitet die Mädchen galant zu seinem Auto und fährt auf Umwegen zum Hafen. Auf der Fahrt dorthin fallen die vier Deutschen in tiefen Schlummer.

Es macht dem Ungarn keine Mühe, die Mädchen mit Hilfe der beiden Matrosen, die der Südamerikaner mit einem Boot an Land geschickt hat, auf die Jacht zu transportieren.

Die vereinbarten 500 000 Franc werden dem Maitre de plaisir vom Sekretär des Südamerikaners nach „Ablieferung der Ware" ausgehändigt. Er begibt sich sofort wieder an Land. Wenige Minuten später lichtet die Jacht ihre Anker und nimmt Kurs auf Genua.

Als der Millionär am nächsten Morgen seine „Neuerwerbung" begrüßen will, findet er eine leere Kammer vor. Er weiß nicht, was sich inzwischen ereignet hat ...

Das Schlafmittel war nicht stark genug. Schon nach wenigen Stunden erwachen die Mädchen und schreien um Hilfe. Der Funker der Jacht, ein junger Engländer, merkt sofort, was hier gespielt worden ist, versteckt die „Vier Fledermäuse" in seiner Kammer und benachrichtigt die Hafenpolizei von Genua. Er weiß, daß der Kapi-

Fortsetzung auf Seite 55

BURDA-Bildbände



JOHANNES XXIII., von Pater Chrysostomus Dahm, Maria Laach

Dieses Papstbuch ist eine Biografie in Bildern. Es führt nach Sotto il Monte, wo Papst Johannes XXIII. am 25. November 1881 als drittes von dreizehn Kindern des Landarbeiters Roncalli geboren wurde, nach Bergamo, wo er sich von 1892 bis 1900 auf das Priestertum vorbereitete und von 1905 bis 1914 als Sekretär des Bischofs und als Professor der Theologie tätig war. Es folgte seine Tätigkeit als Beauftragter des Heiligen Stuhls in Sofia, Konstantinopel und Paris und schließlich sein priesterliches Wirken als Kardinal und Patriarch von Venedig. Höhepunkt ist seine Erwählung zum Papst am 28. 10. 58 und Wirken als Oberhaupt der Kirche. Großformat, Ganzleinen, 192 Seiten, mit 128 Bildtafeln, davon 63 in Farbe. Ausgabe A DM 34.50, Ausgabe B mit Schallplatte: Dokumentaraufnahmen von der Papstwahl und der Vorbereitung zum Allgemeinen Konzil DM 40.50.



ATHOS – Berg der Verklärung

Im einzigen Mönchsstaat der Welt, Athos, fotografierte auf Grund einer Sondergenehmigung der Mönchsregierung der international bekannte Fotograf und Vortragsredner P. Chrysostomus Dahm (Abtei Maria Laach) über 7000 vor allem farbige Bilder. Aus der Fülle dieser meisterhaften Aufnahmen wurden 95 mehr- und 65 einfarbige Motive ausgewählt und in dem Werk „ATHOS – Berg der Verklärung" zusammengestellt. Der brillante Textteil erzählt das Wissenswerteste und Interessanteste über die 2000 Mönche und ihre Lebensgewohnheiten, über ihre bewegte Geschichte und die unzähligen Klöster, Mönchsdörfer und Einsiedeleie... Großformat, Ganzleinen, 228 Seiten, mit 95 Farb- und 65 Schwarzweißtafeln. Ausgabe A DM 29.–, Ausgabe B mit Stereo- oder Normal-Langspielplatte der Gesänge (Originalaufnahmen der Mönche von Athos) DM 35.–.

Beide Bände (und die dazugehörigen Schallplatten) erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung oder bei BURDA Druck und Verlag 76 Offenburg/Baden

BURDA-Bildbände

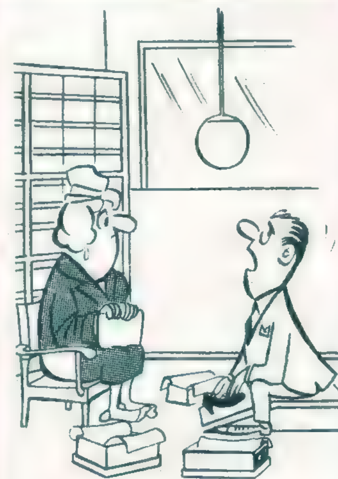
Einkaufsbummel



„Ja, das ist genau seine Kragenweite."



„Mein lieber Spitz – das waren doch noch Zeiten, als wir samstags im Beruf arbeiten mußten!"



„Tut mir leid, aber wir haben keine Schuhe, die außen klein sind und innen groß!"



„... und warum wollen Sie die Krawatte umtauschen?"

Fortsetzung von Seite 53

tän Anweisung hat, dorthin zu fahren.

Campero glaubt, daß die Mädchen sofort nach dem Auslaufen der Jacht ins Wasser gesprungen und an Land geschwommen sind. Er flucht auf den Ungarn, von dem er annimmt, daß er hinter diesem Schwindel steckt.

Sofort nach dem Einlaufen der Jacht in den Hafen von Genua erscheinen vier Polizisten an Bord und bezichtigen den Südamerikaner des Mädchenhandels.

„Aber das ist doch Unsinn", verteidigt sich Ramón Campero. „Bitte, überzeugen Sie sich selbst."

Die Kajüte der Mädchen ist leer. Aber die Polizisten suchen weiter und entdecken sie schließlich in der Kammer des Funkers.

Nach einem kurzen Verhör können die „Fledermäuse" mit dem nächsten Zug zurück nach Monte Carlo fahren. Der Vogel Janos Földes ist inzwischen ausgeflogen. Die Polizei sucht ihn vergeblich.

Die Jacht des Südamerikaners wird an die Kette gelegt, ihr Besitzer dem Seeamt vorgeführt. Wegen versuchten Menschenschmuggels verurteilt ihn das Seegericht von Genua zu einer Geldstrafe von 500 000 Lire (nach damaligem Kurswert fast 100 000 Mark).

Ramón Campero hat sich in Europa nie mehr blicken lassen.

Es gibt auch einen Fall, in dem ein Mann auf amüsante Weise „geraubt" wird . . .

Die hübsche Französin Susie Bernatzky verliebt sich im Spielsaal von Monte Carlo in den polnischen Grafen Stanislaw Towianski. Es ist Liebe auf den ersten Blick. Sie sucht die Nähe dieses Mannes, wartet aber vergeblich darauf, daß er sie anspricht.

Während des Spiels am Roulett sitzt sie ihm gegenüber. Der Graf verliert einen Coup nach dem anderen. Wenn er auf Rot setzt, setzt sie auf Schwarz. Wenn er die ungeraden Zahlen wählt, wählt sie die geraden.

Der Zufall will es, daß Susie Bernatzky immer genau das gewinnt, was Stanislaw Towianski verliert. Im Verlauf des Abends verspielt der Pole sein ganzes Geld. Die Höhe seiner Verlustsumme entspricht genau dem Betrag, den die Französin gewinnt.

Niedergeschlagen verläßt Stanislaw Towianski den Spielsaal. Gedankenverloren geht er im Atrium auf und ab. Er merkt zunächst gar nicht, daß die hübsche Französin neben ihm hergeht und ihn schließlich fragt:

„Kann ich Ihnen helfen, Monsieur?"

„Mir kann keiner mehr helfen", sagt er und macht dabei eine abwehrende Handbewegung.

Das Ende vom Lied: Sie überzeugt ihn davon, daß s i e die Schuld an seinem Unglück trägt. Was sie ihm beim Spiel abnahm, bekommt er auf andere Weise zurück . . . Er heiratet Susie Bernatzky. Und mit dem Geld, das sie gewonnen und er verloren hat, eröffnen die beiden ein kultiviertes kleines Lokal, das heute noch in Cannes existiert.

Im nächsten Heft:

Vater Blanc zahlt jede Mitgift

SIE UND ER

FILMFESTSPIELE BERLIN

Sidney Poitier, 39, farbiger Star aus Hollywood, wurde in Berlin als bestgekleideter Herr gefeiert. Zu diesem Ruf verhalf ihm seine weiße Smokingjacke mit schwarzen Revers, die in wirkungsvollem Kontrast zu seiner Hautfarbe stand. Als man ihn schließlich fragte, wo er dieses kostbare Modell erstanden habe, antwortete Sidney: „Geborgt bei einem Smokingverleih in Berlin-Spandau. Die Ärmel mußte man vier Zentimeter länger machen."

Joan Crawford, 55, Hollywood-Diva und prominenteste Berlinbesucherin, hat erkannt, daß Filmruhm rostet. Um auch finanziell auf einer festen Grundlage zu stehen, wählte sie einen einträglichen Nebenberuf: Sie wurde Präsidentin einer weltumspannenden Limonadengesellschaft. Bisher hat sie allerdings abgestritten, daß ihr Konterfei demnächst als Publicity-Gag auf Limonadeflaschen geklebt werden soll.

Daniel Gelin, 42, französischer Filmliebling, ist nicht nur Mime, sondern auch heimlicher Poet. In stillen Stunden schreibt er Verse und Theaterstücke für den Hausgebrauch. Seinen überraschten Freunden konnte Daniel jetzt freudestrahlend berichten, daß seine Bemühungen um die Dichtkunst reiche Frucht getragen haben: In Kürze erscheint ein umfangreicher Band mit Gelin-Gedichten auf dem französischen Büchermarkt.

Eva Esfandiary, 57, Mutter der filmenden Prinzessin Soraya, enttäuschte die Berliner. Sie kam zum Festival ohne ihre heißersehnte Tochter. Dafür befand sie sich in Begleitung ihrer Busenfreundin Vera Kalman, der Witwe des „Csardasfürsten". Experten schätzten den Wert dieses Zweigespanns auf eine halbe Million: Brillanten an den Händen, mit Rubinen besetzte Ohrringe, um den Hals mehrreihige Perlenketten. Das Hotel, wo die Damen Eva und Vera abgestiegen waren, konnte deshalb nach langer Zeit wieder einmal seinen Tresor in Betrieb nehmen.



Heidi Brühl, 21, Deutschlands ruhmreich aufgegangenes Film- und Gesangssternchen, flirtete ein Festival lang mit Tarzan Lex Barker. Als sie in Edens Bar dem französischen Chansonsänger Charles Aznavour begegnete, war Lex allerdings für einige Stunden abgemeldet. Sie tanzte mit Charles (Bild oben) und ließ sich von ihm in die Kunst des Chansons einführen.

Joachim Hansen, 31, Junggeselle, hat wieder zu seiner aus Hollywood zurückgekehrten Exverlobten Maria Perschy gefunden. Das Wiedersehen bei einigen Versöhnungscocktails, die er nicht in Berlin, sondern in Marias neuer Salzburger Wohnung serviert bekam, wurde allerdings durch einen Autoknacker stark getrübt. Der wollte mit Joachims vor dem Haus geparkten Wagen flüchten, aber eine Polizeistreife schnappte ihn. Joachim mußte, anstatt mit Maria zu flirten, auf die Wache zur Vernehmung.

Eva Eden, 21, junges Mädchen aus München, begann ihre Filmkarriere in der Edenbar. Sie nahm an der Wahl zur „Miß Filmfestival" teil, siegte und wurde mit einem Geldpreis und dem Versprechen belohnt, in einem Film eine kleine Rolle zu bekommen.







Karin Baal, 22, vom deutschen Film noch immer umworben, zeigte sich auf dem Kurfürstendamm gern mit ihrem dreijährigen Söhnchen Thomas. Der Kleine stammt aus Karins Ehe mit Kalle Gaffkus und erfreut sich der Sympathie seines neuen Vaters Helmut Lohner.

Daliah Lavi, 20, Filmexport aus Israel, hielt es am längsten in Berlin aus. Sie kam, als die Festspiele begannen, und ging, als sie beendet waren. Über mangelnde Unterhaltung hatte sie nicht zu klagen. Mal vertrieb ihr Pierre „Winnetou" Brice auf Partys und Empfängen die Zeit, mal Charles Aznavour, mal Walter Chiari. Auch mit ihrem lebenslustigen Landsmann Rolf Shimon Eden (Bild oben) knüpfte Daliah enge Bande. Sie besuchte häufig seine Bar auf dem Kurfürstendamm und ließ sich gern von ihm hofieren.

Artur Brauner, 45, Filmzar polnischer Abstammung, produzierte sich in feuchtfröhlichem Kreise als begabter Bariton. Mit wohltönendem Organ sang er russische Volksweisen. Ein alter Bekannter gab ihm daraufhin den gutgemeinten Rat: „Atze, du mußt in einem deiner neuen Filme singen!" Doch der als sparsam bekannte Produzent winkte ab: „Unmöglich – ich bin zu teuer."

Charles Aznavour, 39, Chansonsänger aus Paris, hegt sehr oft Sonderwünsche. So telegrafierte er seinem Berliner Hotel, bevor er zu den Filmfestspielen eintraf: „Bitte ein Zimmer im Erdgeschoß!" Und Charles fügte hinzu: „Für den Katastrophenfall!" Die Hoteldirektion erfüllte ihm seinen Wunsch und gab ihm ein Zimmer im Parterre – mit Ausblick auf einen Feuermelder.

BUNTE
KRIMINAL-GESCHICHTE

Mit Speck fängt man Mäuse, und mit Komplimenten kleine Mädchen. Wie aber fängt man einen ehrenwerten Mann, der kein ehrenwerter Mann ist? Einen jener Männer, die für ihre weiße Weste einen eigenen Fleckwasserfabrikanten beschäftigen könnten? Man fängt ihn weder mit der Polizei noch mit Paragraphen. Man fängt ihn mit seiner Vergangenheit.



Ausgewählt von Alfred Hitchcock

Blutige Opale

von Pat Wilde

Charlie Conroy spielte gerade mit mir Bridge, als der Neuankömmling den Schiffssalon betrat. Wir fuhren mit der S. S. „Baranda" von London nach Sydney. Wenn man über einen Monat lang nicht von Bord gekommen ist, begrüßt man jedes neue Gesicht als eine Abwechslung. Ich nahm an, daß sich der Neue in Auckland eingeschifft hatte, um mit der S. S. „Baranda" das letzte Stück der Route von Neuseeland nach Australien zurückzulegen.

Die Kleider des Neuen waren vornehm und teuer, und er bewegte sich mit der selbstbewußten Haltung eines Mannes, der sich im Leben durchgesetzt hat. Aber die kleinen, gierigen Augen in dem fleischigen, rosaroten Gesicht wollten mir nicht gefallen.

Als ich mich wieder Charlie Conroy zuwandte, zuckte ich unwillkürlich zusammen. Er starrte so haßerfüllt auf den Neuankömmling, daß er es gar nicht merkte, als ich ihn ansprach. Erst nach einiger Zeit schien er wie aus einem Tagtraum aufzuwachen. Der gespannte Ausdruck in seinem Gesicht verschwand.

„Entschuldigen Sie", sagte er in seinem üblichen liebenswürdigen Tonfall. „Ich war im Augenblick mit meinen Gedanken ganz woanders."

Ich hatte Charlie Conroy erst auf dem Schiff kennengelernt. Er war immer höflich und zuvorkommend gewesen, wenn auch recht schweigsam. Immerhin hatte er mir erzählt, daß er Bergingenieur war und als junger Mann in den noch unerschlossenen, wilden Gebieten Australiens kein leichtes Leben gehabt hatte. Charlie Conroys Gesicht war offen und freundlich, und seine blauen Augen hatten den charakteristischen Blick der Menschen, die gewohnt sind, viel in die Weite zu schauen. Jedermann an Bord mochte Charlie Conroy gut leiden.

Abend für Abend hatten wir zusammen Karten gespielt, aber seitdem der Fremde — Rawson hieß er, wie ich bald herausbekam — an Bord war, schien Charlie sich auf nichts mehr konzentrieren zu können. Während er zerstreut an seiner Pfeife nuckelte, suchte sein Blick immer wieder Rawson, und dann wurde sein Gesicht hart.

Die Männer, die mit Rawson Poker spielten, kannte ich alle zumindest flüchtig. Es waren Industrielle, Reeder, Bergwerksdirektoren. Obwohl alle reich und Dennison und McGill sogar Millionäre waren, gab sich keiner von ihnen so extravagant wie Rawson. Er hatte neben sich auf dem Tisch stets ein Bündel Geldscheine liegen, daneben ein goldgefaßtes Zigarrenetui aus Krokodilleder, Anzünder und Zigarrenschneider aus purem Gold, und an einem seiner prallen, feisten Finger glitzerte aufdringlich ein riesiger Brillant. Rawson spielte lautstark. Er verfluchte sein Unglück, wenn er verlor. Er prahlte, wenn er gewann.

Mir war Rawson unsympathisch, und Charlie empfand gewiß das gleiche für ihn. Aber ich war sicher, daß es bei ihm nicht nur einfache Abneigung war, sondern daß er einen guten Grund dafür hatte. Doch so neugierig ich auch war, nicht im Traum hätte ich daran gedacht, Charlie zu fragen.

Es geschah am letzten Abend unserer Reise. Am anderen Morgen sollten wir in Sydney anlegen, und im ganzen Schiff hatte sich eine gewisse Unruhe breitgemacht. Niemand hatte mehr Lust, sich lange mit etwas zu beschäftigen. Selbst die eingefleischten Pokerspieler hatten's aufgegeben und begnügten sich damit, sich von Rawson mit Kartentricks unterhalten zu lassen.

Rawson war in seinem Element — er war der Mittelpunkt des Interesses. Und der Neid mußte es ihm lassen, von Kartentricks verstand er etwas. Manchen Berufszauberer hätte er in den Schatten gestellt.

Nachdem er die üblichen Taschenspielereien — einem Zuschauer eine Karte aus dem Ärmel zu hexen und ähnlichen Schnickschnack — gezeigt hatte, führte er einen Trick vor, den ich vorher niemals gesehen hatte.

Rawson nahm eine Karte — Herz As — und zeigte sie allen in der Runde. Er schob die Karte zurück ins Blatt, mischte und gab die Karten in sechs Häufchen mit dem Bild nach unten auf den Tisch. Dann deutete er ohne Zögern auf eines der Häufchen, und als man es umdrehte, war die unterste Karte das Herz-As. Er machte es wieder und wieder, und immer war die Karte, auf die er zeigte, das Herz-As. Niemand kam ihm auf die Schliche. Alle staunten. Auch Charlie lehnte sich mit gespannter Aufmerksamkeit nach vorn.

„Das letzte Mal, daß ich diesen Trick gesehen habe, war am Summit Diggings", sagte er plötzlich so laut, daß man es bis in die hinterste Ecke hörte.

Alle fuhren herum und blickten auf ihn. „Summit Diggings!" rief McGill. „Wann waren Sie dort?"

Ehe Charlie antworten konnte, erhob sich Dennison. „Warum setzen sich die Herren denn nicht zu uns? Es ist die letzte Nacht an Bord. Heben wir zusammen einen!"

Wir stellten die Tische zusammen und wurden Rawson vorgestellt. Dennison ließ den Steward ein paar Flaschen Champagner bringen, und McGill wandte sich an Charlie: „Sie sind also Opalsucher?"

„Nicht mehr. Das war vor dreißig Jahren. Ich kriegte damals ganz schön den Hals voll."

„Ich auch, weiß Gott. Das war eine gefährliche Gegend." McGill ließ den Blick in unserer Runde schweifen. „Einsam. Hunderte Meilen von der nächsten Stadt. Am Rande der großen Wüste. Und heiß war's! Wenn man ein Ei auf einem Schaufelblatt aufkleckerte und in die Sonne hielt, dann war's in einer Minute gebraten. Es forderte schon einen ganzen Mann, wenn man dort zurechtkommen wollte, nicht wahr?" sagte McGill.

Charlie nickte. Wie den meisten Millionären machte es McGill Spaß, von seinen harten Jugendjahren zu schwärmen.

„Haben Sie ein Vermögen gemacht?" fragte Dennison Charlie Conroy.

„Ja und nein", antwortete er zögernd. Dabei blickte er Rawson ganz eigentümlich an. Außer mir fiel es wohl keinem auf. Rawsons pausbäckiges Gesicht war unbewegt. Man konnte ihm nicht anmerken, was er dachte, aber seine Hände spielten nervös mit den Karten. Charlie steckte sich die Pfeife an und blies eine Rauchwolke in die Luft.

„Ich habe bei Summit Diggings fast ein Jahr lang geschuftet. Zusammen mit Dan Horgan, einem alten, erfahrenen Fuchs, und einem jungen Grünhorn. Angus MacDonald hieß er und war eben erst von Schottland 'rübergekommen. Angus verstand nicht viel von Tuten und Blasen, aber er war ein Arbeitspferd, wie man's selten sieht, und so kamen wir drei schnell vorwärts."

„Wenn ich mich recht entsinne, mußte man damals nur ganze sechs Fuß tief schürfen", mischte sich McGill ein.

Erstaunt blickte Dennison auf. „Sechs Fuß nur? Nicht tiefer?"

„Das stimmt", erklärte Charlie. „Man grub, bis man auf eine eisenharte Steinschicht stieß. Die mußte man durchhacken, und dann waren's nur noch ein paar Fuß. Aber jetzt kam erst das Schwierige. Man mußte unter der Gesteinsschicht einen Tunnel wühlen, auf dem Rücken liegend und nichts als eine Kerzenfunzel zur Beleuchtung. Wie ein Maulwurf, sage ich Ihnen. Dabei mußte man von unten die Opale vom Gestein losbrechen und natürlich aufpassen, daß man sie nicht zertrümmerte. Schon eine Mordsschufterei, Sie dürfen mir's glauben. Aber wir blieben bei der Stange, bis wir zwölfhundert Unzen beisammen hatten. Das klingt nicht nach sehr viel, doch erstklassige orangefarbene Feueropale kosteten damals über sechzig Dollar die Unze. Wir durften mit einem Gewinn von ungefähr fünfundsiebzigtausend Dollar rechnen, den wir unter uns aufteilen konnten."

Ich staunte, wie redselig der sonst so schweigsame Charlie geworden war. Er wollte auf etwas Bestimmtes hinaus, davon war ich fest überzeugt. Und daß es etwas mit Rawson zu tun hatte, stand bei mir auch fest. Aber Rawson schien völlig unbeeindruckt.

„Die letzte Nacht im Lager werde ich nie vergessen", fuhr Charlie fort. „Wir saßen um den Tisch herum. Genaugenommen war das gar kein Tisch, nur eine dicke Tischplatte, die aus roh behauenen Stämmen zusammengezimmert war. Aber sie erfüllte ihren Zweck. Summit Diggings war ein altes Camp, und es lag eine Menge Zeug herum, aus dem man sich eine Hütte bauen konnte und was man sonst noch brauchte. Als Stühle dienten uns zum Beispiel alte Kerzenkisten."

„Ja, genau so war's in den alten Tagen", bestätigte McGill eifrig.

„Nun, ich habe unsere Opale abgewogen", erzählte Charlie weiter. „Zwölfhundert und sieben Unzen waren's. Im Schein der Kerzen war es ein einziges Gleißen und Glitzern. Wie ein orangefarbenes Feuerbecken. Das war schon ein Anblick! Als wir untereinander geteilt und uns vorgeschwärmt hatten, was wir mit unserem Reichtum anfangen würden, setzten wir uns zu einem letzten Pokerspiel.

Wir spielten schon etwa eine Stunde, und ich war groß im Gewinnen. Angus hatte verloren, aber nicht viel. Er war ein vorsichtiger Spieler. Horgan dagegen stand schwer in der Kreide, und er stierte verdrossen vor sich hin. Er war ein schlechter Verlierer. Schließlich ließ ich auch noch seinen Bluff platzen und kassierte den ganzen Hut, und plötzlich lief Horgans Gesicht vor Wut blau an.

Gerade hatte ich die Hand auf dem Tisch, um die Karten zusammenzuschieben, da zog er blitzschnell ein Messer. Ich sah es kommen — aber zu spät. Hochauf hatte Horgan die Klinge geschwungen, und schon bohrte er sie mir mit voller Wucht durch die Hand. Er spießte sie auf den Tisch."

Charlies Atem ging heftig. Schweißperlen standen auf seiner Stirn, und in seinen tiefliegenden Augen glühten kleine Funken. Klatschend schmetterte er die rechte Hand vor uns flach auf den Tisch, und wir alle fuhren entsetzt von unseren Sitzen hoch. Es war eine große, dicht behaarte Hand mit starken Fingern. Vom Knöchelansatz bis fast zum Handgelenk zog sich eine bläuliche Narbe, die in der Mitte breiter war als an den Enden. Man glaubte förmlich das zweischneidige Messer zu sehen, das sich durch diese Hand gebohrt hatte.

„Und was haben Sie getan?" wollte jemand wissen.

„Ich konnte nicht viel machen. Horgan brüllte mich an: »Betrüger, du hundsgemeiner, verdammter Betrüger!« Und katzenflink kam er auf meine Seite des Tisches herüber. Er bückte sich neben meinem Sitz zu Boden, und als er wieder hochkam, hielt er eine Karte in der Hand. Er hatte sie im Ärmel verborgen gehalten und tat nun so, als habe sie neben mir am Boden gelegen. Auf Kartentricks verstand er sich eben.

Es war eine sehr niedere Karte, der Herzzweier oder -dreier. Er warf sie vor Angus auf den Tisch und machte ein Riesentheater. Er behauptete, ich hätte ein As versteckt gehabt und es mit der niederen Karte vertauscht, die ich dann zu Boden gleiten ließ, als ich mich unbeobachtet glaubte. Ich begriff sofort, worauf er hinaus wollte. Ich versuchte Angus zu warnen, aber

es war vergeblich. Er wollte mir nicht glauben.

»Hole deine Sachen, Angus«, zeterte Horgan. »Ich bleibe keine einzige Nacht mit einem stinkenden Betrüger in einem Lager. Es ist Vollmond, und wir hauen sofort ab.«

Zu Angus' Ehre sei's gesagt, daß er entsetzt dreinblickte. »Wir können ihn doch nicht einfach so zurücklassen«, protestierte er.

Horgan packte ihn an der Schulter. »Hör mal gut zu, junger Spund, wir sind hier nicht in der Sonntagsschule. Hier draußen in der Wildnis macht man kurzen Prozeß mit einem Schwindler. Schau, daß du jetzt verduftest. Die Sache hier erledige ich." Und er schubste ihn aus der Hütte.

Die ganze Zeit über versuchte ich verzweifelt, mit meiner linken Hand das Messer zu lockern, aber die Klinge rührte sich nicht. Die Schmerzen machten mich rasend, und das Blut troff über die Tischplatte. Da kam Horgan auf mich zu, eine Schaufel in der Hand. Als ich begriff, was er vorhatte, schrie ich wie wild, aber das beeindruckte ihn kein bißchen. Er nahm den Schaufelstiel und hämmerte damit das Messer bis zum Griff in den Tisch. Wie sich später herausstellte, hätte er mir gar keinen besseren Dienst erweisen können. Ich aber fiel in Ohnmacht, und als ich wieder zu mir kam, war ich allein."

„Wenn man sich ganz plötzlich in so einer verzweifelten Situation findet", sagte Charlie, „dann geschieht etwas Seltsames mit einem. Zuerst wollte ich einfach aufgeben. Einen ganzen Tag lang hockte ich da wie benommen und brütete vor mich hin. Dann, als die Kühle des Abends einsetzte, wurde ich plötzlich lebendig. Es war, als hätte ich Kräfte gesammelt für eine Gewaltanstrengung. Die Schmerzen in meinem Arm hatten nachgelassen. Zum Glück war die Klinge glatt zwischen den Knochen durchgeglitten. Nichts Lebenswichtiges war verletzt, und da meine Hand platt auf den Tisch genagelt war, hatte sie auch aufgehört zu bluten. Allein — was konnte ich tun? Ich besaß kein Werkzeug oder einen Hebel, um das Messer aus den dicken Bohlen herausstemmen zu können. Das Camp lag zwar nur drei Meilen abseits von der Straße, aber bis zur nächsten Stadt waren's über hundert Meilen. Dennoch — wenn ich im ausgestorbenen Lager blieb, dann war ich in wenigen Tagen tot. Also blieb mir nichts anderes übrig als der Versuch, mich bis zur Straße zu schleppen und zu hoffen, daß zufällig ein paar Opalgräber oder Feldmesser des Wegs kamen.

Ich brauchte zwei Tage, um eine Strecke zu bewältigen, die ein gesunder Mensch in wenig mehr als einer Stunde zurücklegen kann. Denn beim Marschieren mußte ich die schwere Tischplatte auf dem Kopf balancieren.

Aber ich schaffte es. Ich erreichte den Pfad — und brach zusammen. Als ich wieder zu Bewußtsein kam, war ich von einer Anzahl Weißer und einem Eingeborenen umringt, die meinen Kopf auf einen Rucksack gebettet hatten und mir Wasser einflößten. Ich berichtete ihnen, was geschehen war. Es waren Inspektoren der Regierung. Sie hatten Reit- und Packpferde, und wir machten uns sofort an Horgans Verfolgung. Aber wir kamen zu spät. Wir ahnten, was wir finden würden — und genau das fanden wir denn auch. Horgan hatte keine Zeit verloren. Angus und er hatten ihr erstes Lager am Rand einer Schlucht aufgeschlagen. Und am Fuß der Schlucht fanden wir — Angus."

Erschöpft hielt Charlie im Erzählen inne. Er mußte eine Pause einlegen. Während ihm Dennison das Glas füllte, steckten wir uns Zigarren und Zigaretten an. Niemand sprach ein Wort, und nach einer Weile begann Charlie wieder zu berichten.

„Es sah so aus, als wäre Angus abgerutscht und hätte sich beim Sturz an einem Felsblock den Schädel eingeschlagen. Und genau diesen Eindruck wollte Horgan ja auch erwecken. Wir natürlich zweifelten nicht daran, daß er selbst Angus mit einem Stein niedergeschlagen hatte. Vermutlich hatte er es sogar getan, als sein Kamerad schlief. Den Stein, den er zur Tat benutzt hatte, konnten wir erst nicht finden. Dann aber machte sich der Eingeborene auf die Suche. Und der, ein erfahrener Spurenleser, fand ihn. Damit hatten wir den Beweis in Händen. Jetzt mußten wir nur noch Horgan erwischen.

Als wir jedoch Angus emporhoben, stöhnte er plötzlich auf. Es gab uns so einen Schock, daß wir ihn beinahe wieder fallengelassen hätten. Einer von uns legte das Ohr auf seine Brust. Tatsächlich — er lebte noch, und wir hätten ihn um ein Haar begraben!

Nun, wir schlugen sofort ein Lager auf und pflegten Angus, bis er imstande war, die Reise fortzusetzen. Als wir dann endlich weiterritten, konnten wir kein allzu scharfes Tempo anschlagen. Aber wir brachten ihn lebend zurück zur Zivilisation und in ein Krankenhaus, und die päppelten ihn wieder auf."

Seitdem Charlie angefangen hatte zu erzählen, hatte ich die ganze Zeit über auf etwas gewartet. Worauf, das wußte ich nicht. Aber ich war ganz sicher, daß Charlie mit seinem Bericht einen Plan verfolgte. Wenn das jedoch das Ende seiner Geschichte war, so konnte ich mir nicht denken, was er damit bezweckte. Ich musterte Rawson. Er hatte die Augen wie hypnotisiert auf Charlie gerichtet.

„Und — haben Sie Horgan erwischt?" erkundigte sich McGill.

„Nein. Er hatte zuviel Vorsprung. Ich habe ihn nie wieder zu Gesicht bekommen. Ich vermute, er hat das Land verlassen."

„Und Angus MacDonald? Was geschah mit ihm?"

„Oh, ihm geht es gut. Er hat später geheiratet und hat einen ganzen Haufen Kinder."

Charlie unterbrach seine Rede. Lächelnd blickte er in die Runde. „Übrigens — Sie können ihn morgen kennenlernen. Er ist in Sydney und wird mich am Pier abholen."

Ehe jemand ein Wort herausbrachte, war Rawson aufgesprungen. Er bot einen grauenhaften Anblick. Sein feistes Gesicht war aufgedunsen und hatte die Farbe von grünem Käse angenommen.

„Mir ist nicht wohl", murmelte er. „Muß mich legen."

Wir blickten ihm schweigend nach, als ihm der Steward zur Tür half. Gleich darauf sagte Charlie Conroy leise: „Ich werde auch besser zu Bett gehen. Es ist schon spät." Wir liefen alle auseinander mit betretenen und nachdenklichen Mienen.

Ich konnte lange nicht einschlafen, und nachdem ich in Schlummer gesunken war, fand ich mich plötzlich wieder hellwach in meinem Bett sitzen. Ich lauschte, konnte aber keinen Laut vernehmen. Beunruhigt knipste ich das Licht an — es war kurz nach fünf. Was hatte mich aufgeweckt? Auf einmal begriff ich — die Maschinen des Schiffs liefen nicht mehr.

Schnell fuhr ich in die Kleider und eilte an Deck. Ein naßkalter Nebel hing über der See. Es dämmerte, und in dem schwachen grauen Licht sah ich, daß eine Gruppe Menschen an der Reling stand. Von ihnen erfuhr ich, was geschehen war.

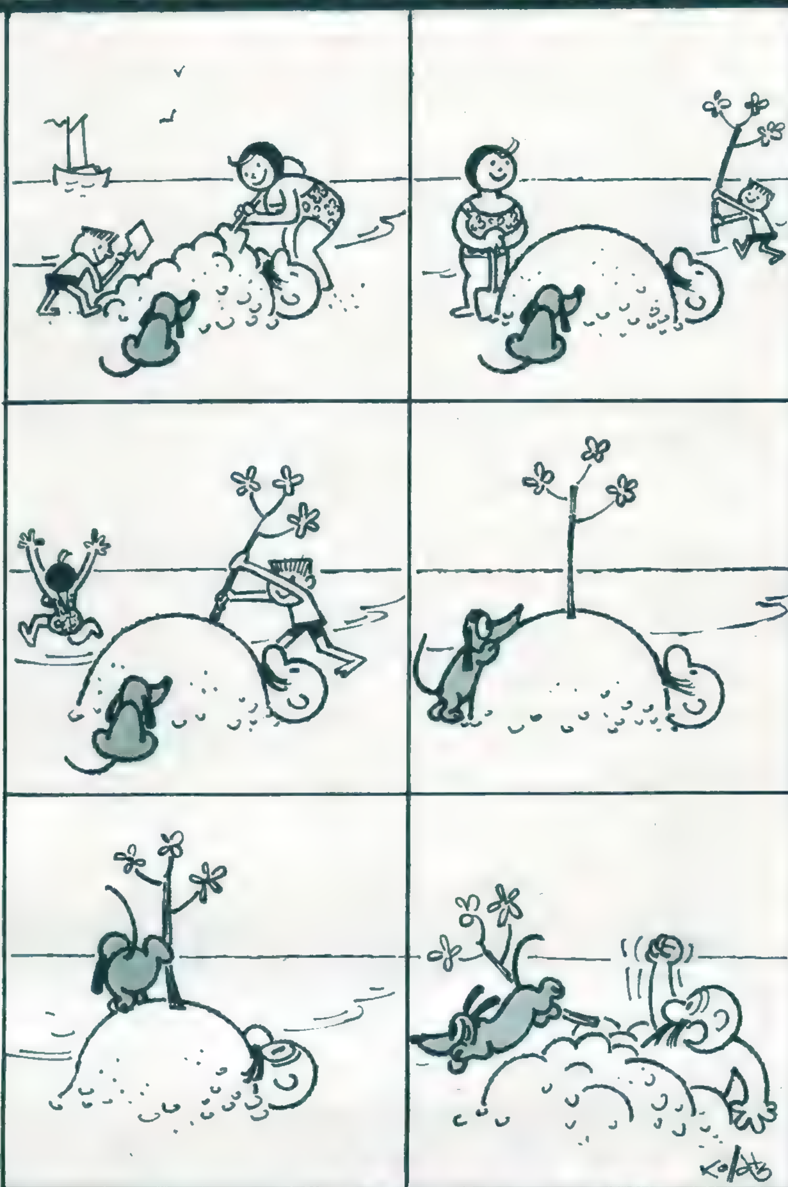
Rawson war über Bord gesprungen. Er war die ganze Nacht an Deck gewesen, und als ihn die Steuerbordwache das letztemal gesehen hatte, stand er außerhalb der Reling am Speigatt. Bevor jemand zu ihm laufen konnte, war er verschwunden. Das Schiff war

Fortsetzung auf Seite 61

BUNTE Riesen-Rätsel

Lache mit Dackel Willi

Das konnte ins Auge gehen



Copyright by Tomus-Verlag, München

Waagrecht: 1 Volkssport, 7 span. Hafenstadt, 10 Gewicht, 12 Reptil, 18 Hunnenkönig, 19 europ. Staat, 21 Papiermaß, 22 arab. Vorname, 23 engl.: eins, 24 Rheinfelsen, 26 dtsch. Autorennstrecke, 28 Wirtschaftslage, 34 Gutschein, 35 Wacholderbranntwein, 37 Hautfarbe, 38 Körperteil, 39 ägypt. Sonnengott, 41 Auftrag, 42 Schauder, 44 Entartung, 46 Behälter, 47 Augendeckel, 48 Hauptst. v. Lettland, 49 griech. Sagenheld, 51 Abtrünniger, 52 Luftreifen, 53 Teil des Teutoburger Waldes, 54 Erfinder der Fotografie, 56 sagenh. Gründerin Karthagos, 57 Geräusch, 58 nord. Wild, 59 Farbe, 60 Brei, 61 Fenstervorsprung, 62 Klebemittel, 63 Gefrorenes, 64 alte Bez. f. Ameise, 65 Himmelsraum, 67 Ungeheuer d. griech. Sage, 70 franz.: Ost, 72 Legierung f. Glühlampenfäden, 73 Raubfisch, 75 Behördendienststelle, 77 Ausrufer, 78 tronjan. Heldengedicht, 79 bereit, 80 Teufel, 82 westfäl. Stadt, 83 ind. Kleidungsstück, 84 engl.: Fußballtor, 85 musikal. Zeitmaß (Mz.), 88 Blechblasinstrument, 89 schlangenart. Fisch, 90 Bodenfläche, 92 Osteuropäer, 94 Senkblei, 95 Spielkarte, 97 Baumaterial, 98 german. Gottheit (Mz.), 100 Himmelsrichtung, 102 Zeitgeschmack, 103 Hafenstadt auf Kreta, 106 chem. f. Neon, 107 span. Held, 108 Tierkadaver, 111 lk. Rheinnebenfl., 113 Nadelbaum, 114 Kapitalanlage, 116 span. Landsch., 119 afrik. Fluß, 123 flüss. Fett, 124 Tierprodukt, 125 Himmelskörper, 127 engl. Hohlmaß, 129 starres Fett, 130 Flächenmaß, 131 lk. Nebenfl. d. Saale, 132 Adelstitel, 136 ital. Glockenturm, 140 einerlei, 143 Staubwischer, 146 baumbewohnende Säugetiere, 148 Klostervorsteher, 149 Ruheständler, 151 starker Sturm, 152 Zahlenlehre, 153 Schläue, 155 Entscheidung zw. zwei Möglichkeiten, 157 Gezeit, 158 Aufschlag, 160 griech. Buchstabe, 161 zum Teil (Abk.), 162 Strauchfrucht, 163 altgriech. Geograf, 166 Schimpfwort, 168 wohlmeinende Belehrung, 169 essigsaures Salz, 170 Bewohner eines vorderasiatischen Staates, 172 ital. Münze, 173 wohlriechender Zierstrauch, 174 italienischer Geigenbauer, 175 Modewort für Jugendliche, 176 Getränk, 177 Altes Testament (Abk.), 178 Pensionsempfänger, 179 behördlicher Dienstrang.

Senkrecht: 1 Verkehrsmittel, 2 Mutter d. Nibelungenkönige, 3 Getreidespeicher, 4 Haarfarbe, 5 Adler, 6 Blumensorte, 7 Monat, 8 Nebenfl. d. Aare, 9 Allg. Elektr. Ges. (Abk.), 10 harzreiches Kiefernholz, 11 biegsames Stöckchen, 13 selten, 14 weibl. Vorname, 15 zutraulich, zahm machen, 16 russ. Strom, 17 weibl. Vorname, 20 Speicher, 21 zerfallendes Bauwerk, 25 Ackergerät, 26 Edelgas, 27 Gebrauch, Rechtsbrauch, 28 südamerikan. Gebirgszug, 29 einheitlich gegliedertes Ganzes, 30 heilige Stadt der Christen, 31 einer der Erzengel, 32 Stadt im Sudan, 33 schweiz. Kanton, 34 Qualm, Dampf, 36 Ordensbruder, 37 Fingerzeig, 40 Abschiedsgruß, 43 ägypt. Gottheit, 45 pers. Fürwort, 50 Unsinn, 55 griech. Göttin d. Morgenröte, 60 Gesichtsausdruck, 61 erdgeschichtl. Formation, 63 Federkraft, Spannkraft, 65 kleinstes Teilchen, 66 Branntwein aus Zuckerrohr, 68 Schwachsinniger, 69 Genehmigung, Anerkennung, 71 Wärmegradmesser, 74 alttestament. Landschaft in Syrien, 75 Beistand, Helfer, 76 vorderasiat. Staat, 77 Residenzstadt d. Niederlande, 81 Auerochse, 86 liebäugeln, 87 Wüste in Südafrika, 91 Blumensorte, 93 Sohn Noahs, 96 Soldatenlöhnung, 97 griech. Philosophenschule, Säulenhalle, 99 Boot, 101 ital.: ja, 104 Steinobst, 105 Staatsangehörigkeit, 109 Nebenfluß der Rhone, 110 altersschwach, 111 Wechselbürgschaft, 112 Abteilung der Juraformation, 115 Technische Hochschule (Abk.), 117 Sohn Adams, 118 letztwillige Verfügung, 120 Adams Weib, 121 Raumlehre, 122 reitende Eilboten, 123 Musikinstrument, 126 Zahl, 127 Bergkamm, 128 männl. Schwein, 133 Heilpflanze, 134 weibl. Kurzname, 135 Schlange, 136 Schwachkopf, 137 afrikan. Volk, 138 Gerät d. Schneiders, 139 Stab zum Ziehen von Linien, 140 Hoheitszeichen, Kennzeichen, 141 Lebensbeginn, 142 Lebenshauch, 144 opiumhaltiges Mittel, 145 griech. Philosoph (um 205), 147 franz. Stadt an der Riviera, 150 große Gewässer, 151 geometrische Figur (Mz.), 154 schmale Brücke, 156 Gemeinschaft von Sängern, 159 kleines Gewicht, 162 Trinkstube, 164 Stelle, Platz, 165 ungebraucht, 167 amerikan. Luftverkehrsgesellschaft (Abk.), 171 französisch: und.

Fortsetzung von Seite 59

sofort auf volle Kraft rückwärts gegangen und hatte dann gestoppt. Als die Sonne aufgegangen war, lagen wir mehrere Stunden lang beigedreht und hatten jeden Ausguck besetzt. Aber auf der weiten wogenden Fläche des Meeres war nichts zu entdecken.

Später, als ich das Klingeln des Schiffstelegrafen hörte und wußte, daß das Schiff jetzt wieder auf seinen alten Kurs ging, empfand ich unwillkürlich Mitleid für Rawson. Trotz allem, was er getan hatte. Denn für mich stand es nun fest, daß er Dan Horgan war. Als ich dann wieder in meine Kabine ging, fiel mir auf, daß ich Charlie Conroy gar nicht an Deck gesehen hatte. Auch an der Frühstückstafel fehlte er. Erst gegen Mittag traf ich ihn vor dem Salon. Dennison, McGill und ein paar andere tranken einen Aperitif. Charlie sah gelöst und erleichtert aus. Offenbar hatte er gut geschlafen. Aber das war es nicht allein. Ich kann es schwer beschreiben. Aber er sah aus wie ein Mann, der ein Ziel erreicht, der eine Aufgabe erfüllt hat.

Ich nahm an, daß die anderen sich gerade über Rawsons Tod unterhalten hatten, als Charlie Conroy und ich den Salon betraten. McGill konnte seine Neugier kaum bezähmen.

„Hören Sie, Charlie", sagte er und lehnte sich über den Tisch, „die Geschichte, die Sie uns gestern abend erzählt haben — ich meine, dieser Kerl, der Dan Horgan, das war Rawson, nicht wahr?"

Charlie hatte sich bereits niedergelassen und begonnen, eine Patience zu legen. Er suchte bedächtig nach dem richtigen Platz für seine Karte, legte sie dann ab, sah McGill schweigend an und nickte.

„Na, was habe ich Ihnen gesagt!" triumphierte McGill vor den anderen.

Dennison schaute Charlie gespannt an. „Natürlich haben Sie nicht geahnt, daß Rawson sich umbringen würde, sonst hätten Sie uns doch wohl die Geschichte nicht erzählt."

„Ich kann nicht behaupten, daß ich es ahnte", antwortete Charlie mit einem angedeuteten Lächeln. „Sagen wir, ich hoffte es."

Entsetztes Schweigen breitete sich aus. Eine Zeitlang wagte niemand, ein Wort zu sagen.

„Das verstehe ich nicht", meinte McGill endlich. „Wäre es für Sie nicht klüger gewesen, wenn Sie die Geschichte für sich behalten hätten? Rawson würde sich immer noch einbilden, Sie hätten ihn nicht erkannt. Und er wäre noch am Leben. Sie hätten ihn in Sydney verhaften lassen können. Er hätte Ihnen und MacDonald ihr Vermögen zurückgeben müssen. Und Sie hätten noch Schadenersatz beanspruchen können."

McGill hatte mir aus dem Herzen gesprochen. Auch mir war es unbegreiflich, warum Charlie nicht geschwiegen und abgewartet hatte.

Während McGill sprach, hatte Charlie sich wieder seinem Patiencespiel zugewandt. Langsam blickte er auf. „Ich war nicht hinter seinem Geld her", sagte er bedächtig. „Und außerdem, was hätte ich ohne Zeugenaussagen schon gegen ihn unternehmen können?"

Ich verstand nicht, was er meinte. Keiner von uns verstand es. Wir alle starrten ihn entgeistert an.

„Sehen Sie, meine Herren", setzte Charlie in seinem höflichen Tonfall hinzu, „Angus MacDonald wird mich in Sydney nicht am Hafen abholen. Als wir ihn damals in der Schlucht fanden, war er tot."

 Übersetzt von Herbert Speckner

Nächste Woche eine neue

BUNTE KRIMINAL GESCHICHTE

Kenner lassen keine aus

Apart nach dem Bade

Das süße Nichtstun hat seinen Einzug in unseren Alltag gehalten: die entspannende, verjüngende Urlaubszeit ist da. Die Menschen, die das ganze Jahr hindurch geschäftig hin- und hergehetzt wurden, empfinden plötzlich wohlverdiente Langeweile, die sich als Muße für kleine unwichtige Dinge bemerkbar macht. Sie verfolgen, auf dem Bauch liegend, die zitternden, biegsamen Bewegungen eines Grashalms im Sommerwind, sie sitzen verträumt auf einem Felsen am Meer und registrieren aufmerksam die Beute eines fleißigen Fischers. Sie haben die jährliche Neuentdeckung gemacht, wie schön es doch ist, sich für einige Wochen fern aller Pflichten und Aufgaben zu fühlen und tun zu können, was einem gerade in den Sinn kommt. Selbst Kleidersorgen gibt's nicht, nur Kleiderfreuden. Obwohl wir es nicht sollten, nehmen wir Frauen doch immer wieder „zuviel" mit. Das gibt uns jedoch in diesen Mußetagen die unwiederbringliche Gelegenheit, uns diverse Male am Tag umziehen zu können. Mal vertauschen wir den Badeanzug mit dem Bikini, mal probieren wir die reichen Kombinationsmöglichkeiten der von Jahr zu Jahr schöner, farbenfreudiger und einfallsreicher werdenden Après-Bain-Mode (Nach dem Bad) aus. Es ist für uns Frauen einfach herrlich, am Strand leicht geschürzt und dennoch gut angezogen zu sein. Allen und insbesondere seereisenden Leserinnen, die sich über ihre Après-Bain-Garderobe noch nicht ganz schlüssig sind, macht die BUNTE auf diesen beiden Seiten einige Vorschläge mit ausgefallen schönen Modellen. Wir haben dabei an jeden Typ gedacht: an die extravagante und an die zurückhaltendere Frau. Denn auch für dieses anmutige Kind der Mode, das erst wenige Sommer zählt, gilt der Grundsatz: Jedes paßt nicht zu jedem. **

Das Material sämtlicher Modelle ist „Perlon print". Fotos: Stephan

Ein bunter Cocktail, der alle liebenswerten Kleidereigenschaften hat: sehr salopp, bequem, leicht und doch elegant. So sollte alle unsere Garderobe beschaffen sein. – Aus Bessie Beckers spritziger, einfallsreicher Zeichenfeder stammt dieser aparte Kasack aus bedrucktem Perlongewirk, der besonders an einem nicht zu heißen Tag nach dem Bad sympathisch ist



Aus dem Ferienleben nicht wegzudenken ist der Ringelpullover. Er kommt jedes Jahr zu neuen Ehren. Bessie Becker wandelt ihn hier in einen legeren Kasack um, der sich zur Leinenhose äußerst sportlich macht. Besonders junge Damen werden ihn bevorzugen. Die frischen Seefarben Blau und Weiß laden zum lustigen Strandtreiben.





Meer und Sommerhimmel standen Pate bei der blau-weiß getupften Bluse. Zum Rock und zur langen Hose getragen, ist man darin stets adrett und schick angezogen. Und das jeden Tag! Denn das Waschen, Aufhängen und Trocknenlassen des für die Bluse verwendeten Materials verlangt nur wenig Arbeit gegenüber der großen Annehmlichkeit, stets akkurat damit auszusehen.





Halb Frou-Frou, halb Tahiti! – eine fröhliche und nicht alltägliche Ferienmode. Das federleichte Modell aus blau-weiß kariertem „Perlon print" ist ein sehr vollständiger Überwurf für den Weg vom Hotel zum Strand. Das Kittelkleidchen wird lediglich von drei großen Knöpfen zusammengehalten. Es ist leicht zu pflegen, und mit dem Bügeln hat man keine Sorge.

Klassische Strenge im Schnitt und sehr feminin im Material präsentiert sich diese Hemdbluse. In diesem Anzug akzeptiert Sie jedes noch so kritische Strandpublikum, und Sie können sich mit Überzeugung wohl fühlen. Besonders apart an diesem zartgestreiften Modell sind die auf drei Knöpfe geschlossenen Fechtmanschetten.

Für die praktische, sportliche Frau ist dieser buntbedruckte Kasack gerade das Richtige. Zu langen Hosen getragen, sieht er besonders schick aus. Die fröhliche Campingfrau, für die kleine unumgängliche Hausarbeiten ja nicht ausbleiben, sieht in ihm sogar ein sehr zweckmäßiges – weil praktisches – Kleidungsstück.



...und jetzt Nuß-Vanille



Vati hat's mitgebracht

Er weiß, wie gut allen Langnese-Eiskrem schmeckt. Wo man Langnese-Eiskrem in der Hauspackung kaufen kann? Überall, wo das rot-weiße Langnese-Zeichen zu sehen ist.

Nuß-Vanille

Eine köstliche Erfrischung: Nuß-Eiskrem mit vielen Haselnußstückchen und dazwischen eine Schicht sahniger Eiskrem mit feinem Vanille-Geschmack.

Preisempfehlung DM 1,80

Langnese für zu Haus, weil's Freude macht

LF 632